

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Anekdoten und Erzählungen

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Anekdoten und Erzählungen.

A n e k d o t e.

Ein junger Offizier tritt eines Tages bei einer Parade ganz außer sich, mit verwirrem Aeußern, aus der Linie, um sich bei Bonaparte zu beklagen, daß er gemißhandelt und entehrt sei, daß man ungerecht gegen ihn verfahren und ihm Andere vorgezogen habe, daß er seit fünf Jahren Lieutenant sei und es ihm dennoch nicht gelingen wolle, ein Avancement zu erhalten. — „Verzihen Sie sich,“ sagte Napoleon; „ich bin sieben Jahre Lieutenant gewesen, und sie sehen, daß das bei allem dem mich nicht verhindert hat, meinen Weg zu machen.“ Alles fing an zu lachen, und der junge Offizier trat, plötzlich abgekühlt, an seinen Platz zurück.

Eine Auktion (Versteigerung) in Süd-Afrika.

(Mit einer Abbildung.)

Ein angesehenener Mann in der Capstadt, wir wollen ihn Herzmann heißen, der einen Freund im Innern des Landes besuchen wollte, hatte sich dazu hergegeben, für einen Geistlichen in der Stadt, durch die er reisen mußte, die Summe von 3000 Reichsthalern mitzunehmen. Auf dieser Reise kam er zu einem Austritt, den er folgendermaßen beschreibt:

„Ich sah: eine beträchtliche Anzahl Personen versammelt, und unter ihnen nicht wenige wahrhafte Schelmengesichter. Menschen, welche der Fluch der Menschheit genannt werden können, es waren nämlich Sklavenhändler.

Eine Menge verkäuflicher Gegenstände war ausgestellt, welche Herzmann gleichgiltig überblickte; denn da sie hauptsächlich aus häuslichen Geräthschaften bestanden, so konnten sie seine Aufmerksamkeit nicht auf sich ziehen. Kaum hatte er aber diese Dinge flüchtig angesehen, so wurde sein Blick von einem andern Theile der Hinterlassenschaft gefesselt, der in einer Reihe

mit dem Hornvieh hinter einer Verzäunung stand, und ebenfalls versteigert werden sollte. Das war ein Häuflein unglücklicher Wesen, deren Voreltern aus dem Lande ihrer Geburt gestohlen worden waren, und die mit ihrer Abstammung den schimpflichen Namen und die grausame Behandlung der Sklaven und Vauibiere geerbt hatten.

Herzmanns Geist trauerte in ihm, und seine ganze Seele erhob sich in Unwillen über die Grausamkeit seiner Mitgeschöpfe, als er diesen schwarzen Haufen ansah; er schämte sich für einen Augenblick des Gedankens, ein Mensch zu seyn, und somit zu dem Geschlecht dieser Sklavenpeiniger zu gehören. Im Blick auf die schrecklichen Folgen, welche so eine gottlose Unthat einst noch hervorbringen werde, beklagte er innerlich den versunkenen Zustand der menschlichen Gesellschaft, von welchem ein solcher Austritt nur zu laut zeugte. Er hatte sich in die tiefen Empfindungen seines Gemüths so verloren, daß er gar nicht auf die Dinge und Personen achtete, von denen er umgeben war. Aus dieser Zerstreuung wurde er durch das klagende, herzzerreißende Gemimmel einer weiblichen Person geweckt; er wandte sich um, und sein Blick fiel auf eine wohlgebildete junge farbige Sklavin, welche absondert von ihren Gefährtin dastand, und deren tiefer innerer Kummer aus dem Kampfe zu erieben war, welcher ihr ganzes Wesen erschütterte. Ganz nahe bei ihr stand ein anderes weißes Frauenzimmer, deren Kleidung von einem höheren Stande zeugte, die aber eben so viel innere Befümmerniß blicken ließ, als jene, welche durch ihre Farbe zur Sklavin geworden war. In ihren Armen hielt sie ein liebliches Kind, das sie von Zeit zu Zeit mit krampfhaften Bewegungen an ihr Herz drückte, so oft sie mit heftigem Schmerze auf das schwarze Mädchen blickte, für welches ihre Thränen so reichlich flossen. Der Austritt war in jeder Beziehung schmerzlich ergreifend und ungewöhnlich. Diesen Eindruck machte er auch auf Herzmann, der, getrieben von einem inn-

gen Verlangen, die Ursache dieser ungewöhnlichen Zuneigung einer weißen Person gegen eine schwarze zu erfahren, einige Umhergehende um die Auflösung dieses Räthsels bat. Wenige Worte benachrichtigten ihn, das weiße Frauenzimmer sey die Tochter des verstorbenen Gutsbesizers, dessen Verlassenschaft hier versteigert wurde, und die Sclavin, über welche sie so bitterlich weinte, sey ihre Milchschwester. Von Kindesbeinen an waren sie miteinander aufgewachsen, und der Unterschied der Farbe, den Manche so hoch anschlagen, wurde von ihnen gar nicht beachtet. Als die Tochter des Gutsberrn heirathete, mußten sie sich trennen, und ihr beiderseitiger Schmerz beim Abschied war so lebhaft, als ob sie leibliche Schwestern gewesen wären. Sie hatte mit ihrem Garten in eine entfernte Gegend der Colonie ziehen müssen, und dort erhielt sie die traurige Nachricht von ihres Vaters Tod, und von der öffentlichen Versteigerung seines Nachlasses; und sie konnte gewiß seyn, daß auch die geliebte Sclavin in diesen Verkauf eingeschlossen sey, da ihr Vater große Schulden hinterlassen hatte. Mit einer Zärtlichkeit, welche der großen Entfernung, Anstrengung und Gefahr nicht achrete, machte sie die weite Reise von anderthalbhundert Stunden, in der süßen Hoffnung, ihre geliebte schwarze Freundin loskaufen zu können.

Diese liebliche Täuschung aber, welche sie auf ihrer mühsamen Reise gestärkt und ermutigt hatte, verschwand, als sie den Ort der Versteigerung erreichte, wo ihre geliebte Milchschwester bereits zum Verkauf ausgestellt war. Hier empfing sie die niederschlagende Kunde, daß mehrere Menschenhändler von Profession anwesend seyen, welche weit mehr für die Sclavin zahlen könnten und wollten, als sie aufzubringen im Stande war. Unter ihnen war einer aus der benachbarten Stadt, der den Werth dieser Sclavin genau kannte, und seinen Entschluß erklärt hatte, sie zu kaufen, wenn sie auch doppelt so viel als ein gewöhnlicher Sclave kosten würde.

Die Stimme des weiblichen Schmerzes hat eine mächtige Beredsamkeit, und ist immer im Stande, die Herzen mit Mitleiden und Erbarmen zu erfüllen, ausge-

nommen die Herzen der Schurken und Bösewichte. Herzmann empfand sie tief; aber die gefühllosen Banden, von denen er umringt war, fühlten nichts davon; keine Muskel in den harten Kains-Gesichtern der Sclavenhändler bewegte sich; unzählige ähnliche Ausrufte hatten jede Spur von Menschlichkeit in ihnen zertreten, und nichts als ihren schmutzigen Handelsgeiz übrig gelassen.

Während Herzmann seine Erkundigungen einzog, und die traurigen Umstände überlegte, war die Versteigerung angegangen; mehrere Artikel waren schon verkauft, und gerade brachte man eine Sclavin hervor. Das Raubgesindel drängte sich um sie her, und mit einer Fühllosigkeit und Unzartheit wie man sie nur bei Thiermenschen finden kann, wurde die arme Person untersucht, und jeder Knochen und Muskel visitirt, als ob sie ein Lastthier gewesen wäre, und war doch ein Wesen, welches das Bild seines großen Schöpfers trägt. Bald war sie verkauft, und nun wurde die oben erwähnte Sclavin hervorgeholt, und, nachdem auch sie dieselbe Untersuchung hatte durchmachen müssen, zum Verkaufe gebracht.

Ich will nicht versuchen, die jungfräuliche Schaam und Entrüstung zu beschreiben, welche bei dieser Behandlung auf ihrem offenen feingebildeten Angesichte und in ihrem großen scharfen Blick zu lesen war, auch nicht den erschütternden Kampf ihrer Seele, wenn sie, halb wahninnig vor Schmerz, auf ihre Milchschwester blickte; nein! ein sühlendes Herz kann das besser nachempfinden, als es die beredteste und geschickteste Feder beschreiben kann.

Die Versteigerung hatte einen ungewöhnlich eifriaen Fortgang, bis die Summe von 2000 Reichthalern erreicht war. Es war offenbar ein bestiger Wettkampf unter den Händlern um die Sclavin, für welche sie ihre Anbote machten. Als jedoch der Preis bis auf die genannte Summe gestiegen war, so strichen sie nach und nach die Segel; Einer um den Andern hörte auf, weiter zu bieten, und endlich behaupteten nur noch zwei den Platz. Einer davon war der Bevollmächtigte der Frau eines Geistlichen, bei welcher, wie man wußte, die Sclavin eine gute Behandlung gefunden hätte, und

Der Andere war der oberwähnte Sklavenhändler, der sich fest vorgenommen hatte, sie nicht fahren zu lassen, weil er sie wie ein Arbeitsthier vermieten wollte. Zweitausend fünfhundert Thaler war das letzte Bot, nun trat eine Pause ein; der Sklavenhändler hatte zuletzt gerufen; die Erwartung stieg auf's Höchste; aller Augen waren auf den Auktionär gerichtet, und eine hörbare Stimme fragte: „Gibt Niemand mehr?“ — Alles still; die Frage wurde wiederholt, als plötzlich die Aufmerksamkeit der Versammlung sich auf drei Geisalten richtete, welche man in der Entfernung einen Berg herabkommen sah. Es schien, als ob sie eilten, zur Auktion zu kommen, und da der Artikel, um welchen man eben handelte, von Wichtigkeit war, so hielt es der Auktionär gewissermaßen für seine Pflicht, mit dem letzten Schlag auf ihre Ankunft zu warten. Man entdeckte bald, daß es ein Herr zu Pferde sey, begleitet von zwei Horrentottendienern zu Fuß.

Es verfloßen nur ein Paar Minuten, während deren der Auktionär etwas Limonade zu sich nahm, um seine geschwächte Stimme zu erfrischen, bis der Fremde angeritten kam. Ein großer Soldatenmantel verbüllte seine ganze Person, so daß man durchaus nicht errathen konnte, wer es wohl seyn möchte. Er stieg sogleich ab, gab sein Pferd einem seiner Diener, und überblickte die Gegenstände um ihn her mit völliger Gleichgültigkeit. Die Steigerung fing wieder an; der Bevollmächtigte des Geistlichen that ein neues Anbot; der Sklavenhändler folgte; der Bevollmächtigte schlug noch einmal drauf; — da, als wollte er mit Einemal dem langwierigen Handel ein Ende machen, rief der Sklavenhändler: drei tausend Reichsthaler! Dies endete den Kampf; der Bevollmächtigte zog sich zurück. Der Mann mit dem Hammer fuhr fort: 3000 zum erstenmal, zum zweitenmal, und — bietet Niemand mehr? Seine Blicke gingen, so fragend wie sein Ruf, rund umher in der Versammlung — kein Wink, kein Laut ließ sich vernehmen. Eine Todesstille trat ein — sie war schauerlich, aber kurz — als die arme Selavin mit dem Tone des höchsten Schmerzes ausrief: „Jesus, hilf mir! (siehe die

Abbildung) ihre Arme wild zusammenschlag, und ohnmächtig zu Boden fiel.

Das Geschrei der Unglücklichen gestie dem Fremden in die Ohren, und drang ihm ins Herz; und während man einige einfache Mittel versuchte, um sie wieder zur Besinnung zu bringen, blickte er im Kreis umher, als ob er Auskunft suchte über das, was er gesehen und gehört hatte. Sein Blick traf auf Herzmanns Auge, welcher in diesem Moment einen alten Freund in ihm erkannte. Herzmann beschrieb ihm sogleich die Umstände mit kurzen aber nachdrücklichen Worten, und als die Selavin wieder zu sich selbst gekommen war, hörte man den Fremden rufen: „Dreitausend einhundert Reichsthaler.“ — „Noch ein Hundert dazu!“ rief der Sklavenhändler. „Noch einmal hundert,“ sagte der Fremde. Mit einem durchbohrenden Blicke rief der Sklavenhändler: „Fünfzig weiter.“ — „Noch fünfzig weiter,“ fuhr der Fremde fort. „Noch einmal fünfzig,“ schrie der Sklavenhändler. „Hundert Thaler weiter,“ erwiederte der Fremde, und setzte mit Festigkeit hinzu: „sie ist mein um jeden Preis.“ Als der wüthende Menschenhändler diese Worte hörte, hätte man können seinen Puls schlagen hören; aber er durfte nicht weiter gehen, und antwortete deswegen nichts mehr auf den wiederholten Ruf des Auktionärs. „Zum erstenmal, zum zweitenmal, zum drittenmal!“ wurde mit den gehörigen Pausen wiederholt; und endlich fiel der Hammer, und der Fremde blieb der Eigenthümer um den Preis von 3550 Reichsthalern. Die Verhandlung war indeß noch nicht geschlossen. Es sollte sogleich baare Bezahlung geleistet werden. Der fremde Herr bot seinen Wechselbrief auf die Bank in der Capstadt an; aber der Auktionär, der über die Zurücksetzung seines Freundes, des Sklavenhändlers, ärgerlich war, suchte alle möglichen Hindernisse auf, um den Handel rückgängig zu machen, und nahm den Wechsel nicht an. Der Fremde kam in Verlegenheit, und bestand auf der Giltigkeit seiner Bezahlung; aber der Hammermann war unerbittlich.

Herzmann, der bisher dem Gang der Verhandlung mit großer Aufmerksamkeit gefolgt war, und sich über den Kauf seines



enlich
ulte die
ich in
einrich
er Ber
rechts
aber die
Ein
welche
reund in
ich in
er nach
Selaria
höre
ind ein
in Sup
«Dio
«Die
«Sci
«W
e fort
selavet
ermis
eingel
«W
is ich
tee ge
es mei
tionär
im dro
David
am
mer zu
n. D
relativ
adlung
bei de
er die
über die
«S
«D
«D
«D
«D
«D
«D

Freundes sehr gefreut hatte, sah sich nun plötzlich in seiner Freude gestört. In diesem Augenblick fiel ihm die Summe ein, die er dem Geulichen zu überbringen hatte; und da er gewiß war, daß sie in einem oder zwei Tagen wieder ersetzt werden konnte, bot er sie seinem Freunde an. Dreitausend Thaler zog er aus seinem Reisefack hervor, welche, als Silbergeld, fünfzig Thaler weiter galten; aber die Summe war noch nicht voll, und der Auktionär verlangte das Ganze baar, oder etwas von gleichem Werthe. Einen Augenblick besann sich der Fremde, dann zog er eine schöne goldne Uhr mit Kette u. s. w. heraus, warf das Ganze auf den Tisch, und schloß so den Handel.

Die weinende zitternde Sclavin, immer noch ungewiß über ihr künftiges Schicksal, aber doch froh, aus der Gewalt des Sclavenhändlers entkommen zu seyn, stürzte hervor, und warf sich vor die Füße ihres neuen Herrn. Der Auftritt, welcher nun folgte, geht über alle Beschreibung: — Engel des Friedens, in einer Botschaft an die Menschenkinder begriffen, hätte er können in ihrem Fluge aufhalten, um zuzusehen, und sich darüber zu freuen. Der Fremde beugte sich zu dem armen Geschöpf herab, richtete sie auf, ergriff sie bei der Hand, und führte sie zu ihrer Milchschwester mit den Worten: „Empfangen Sie hier Ihre Freundin, nicht mehr als eine Sclavin, sondern als Gesellschafterin; und vergessen Sie nicht in Ihrem täglichen Gebet vor dem Thron der Gnade den Segen des Herrn herabzusenden auf das Haupt des Majors M.“

Der Fremde war ein Offizier in Diensten der ostindischen Compaantie. Er war wegen seiner Gesundheit nach dem Cap gekommen, und während er auf den Veraen jagte, wurde er durch die Versammlung, die er im Thale erblickte, aufmerksam gemacht, und kam gerade noch zu rechter Zeit, um auf eine so edle Weise die ersehnte Hülfe zu leisten.

Ein Finkle entdeckt eine Mordthat.

Anna Maria B., n, eine arme Waise, ein junges, hübsches Mädchen von 18

Jahren, diente bei dem Kaufmann B... in F... g im Cit-schen. Ihre Brodherrschafft war sowohl ihres Fleißes, ihrer Folgsamkeit und Treue, als auch ihrer sittlichen Aufführung wegen sehr mit ihr zufrieden. Ihre schlante Gestalt, ihre Jugendblüthe und die Anmuth, die ihre jungfräuliche Schüchternheit über ihr ganzes Wesen verbreitete, zogen ihr zwar manche Anfechtung zu, aber alle Versuche, sie von der Bahn der Unschuld und Tugend zu verlocken, scheiterten an ihrer Sittsamkeit.

Sie hatte eine Schlafkammer im Hintergebäude der Wohnung ihrer Brodherrschafft. Eines Morgens stellte sie sich nicht zu der gewöhnlichen Zeit ein; da sie auch nicht auf den wiederholten Ruf ihres Vornamens erschien, so glaubte die Gattin des Kaufmanns B..., sie sei vielleicht in der Nacht so erkrankt, daß sie ihr Bett hüten müsse. Sie ging also voll Besorgniß und in der menschenfreundlichen Absicht, dem Mädchen Hülfe zu leisten, nach deren Schlafkammer. Welch ein Anblick des Entsetzens! Sie fand das Mädchen, mit Blut besetzt, todt in ihrem Bette. Ein lauter Schrei des Schreckens rief die übrigen Hausgenossen herbei. Die Unglückliche war menschenmörderisch erschlagen worden.

Die Nachricht von diesem Morde verbreitete sich sogleich durch die ganze Stadt, und erregte bei Allen, die das hübsche, unbescholtene Mädchen gekannt hatten, eine schmerzhafteste Theilnahme.

Der Kaufmann B... machte augenblicklich der obriakeitlichen Behörde davon Anzeige. Diese veranlaßte sogleich eine genaue Untersuchung über diesen schauderhaften Vorfal, um den Thäter auszumitteln, und die Leiche wurde vorschriftsmäßig geöffnet. Bei der Oeffnung ergab es sich, daß die Unglückliche durch einen Schlag mit einem stumpfen Werkzeug auf den Hinterkopf ermordet worden sei.

Die Vernehmung aller Bemohner in dem Hause des Kaufmanns B... und aller derjenigen, mit welchen die Ermordete in näherer Bekanntschaft gestanden hatte, gab aber dem Criminalrichter nicht den mindesten Aufschluß, wer wohl der Verbrecher

gewesen sein möchte; habfüchtige Absichten konnten indes aller Wahrscheinlichkeit nach dabei nicht zum Grunde gelegen haben, da das Mädchen nichts, als einige werthlose Wäsche, Kleidungsstücke und ein paar Thaler ersparten Lohns besaß, alles dies aber unberührt geblieben war; es sei denn, daß der Mörder, vor dem Raube, durch irgend ein ihm Gefahr drohendes Geräusch gestört und flüchtig geworden sei, wovon man bei Criminaluntersuchungen vielfache Erfahrungen gemacht hat.

Unter diesen Umständen wurde die Mordthat von Seiten des Criminalgerichts in den Zeitungen zur Kenntniß des Publikums gebracht, und demjenigen eine angegebene Belohnung zugesichert, der den Thäter dergestalt anzeigen könnte, daß wider ihn eine Untersuchung verhängt, er überwiesen und nach Vorschrift der Gesetze bestraft werden könnte.

Aber auch dieser letzte Versuch, den Verbrecher zu entdecken, war ohne Erfolg. Niemand meldete sich, und es waren mittlerweile sechs Wochen verstrichen.

Nicht weit von dem Hause, wo die Mordthat verübt worden war, wohnte ein Bäcker. Dieser hatte einen 9jährigen Sohn, der einen Finken sehr zahm gemacht hatte, so daß er ihn auf seinen Ruf auf die Hand oder Schulter flog, und da er überdies an den Flügeln etwas beschnitten war, in dem Zimmer frei umherflattern durfte. Der Knabe fütterte einst mit diesem Vogel, und ließ ihn von der einen Hand zur andern flattern. Ein Bekannter seines Vaters, der diesen besuchen wollte, öffnete in diesem Augenblick die Thüre; der Vogel, durch die fremde Erscheinung erschüchtert, vertief die Hand des Knaben und flog zum Zimmer hinaus. Dieser eilte ihm nach, um ihn wieder zu erhaschen; vergebens. Der schon gemachte Vogel entschlüpfte ihm immer wieder, wenn er ihn gefaßt zu haben glaubte; doch war er an den Flügeln zu sehr gestutzt, um sich hoch in die Luft schwingen und das Freie gewinnen zu können. Der Knabe behielt ihn immer im Auge. So verfolgte er den Finken von einer Gasse zur andern, bis das Vögelschen sich endlich, um sich vor

seinem Verfolger zu retten, in das Loch einer äußern Mauer eines kleinen Hauses flüchtete, das durch das Herausfallen eines Mauersteins entstanden war.

Jetzt versuchte es der Knabe, den Finken aus seinem Schlupfwinkel hervorzuziehen. Er kletterte mühsam bis zu der Maueröffnung hinan und griff mit der Hand in das Loch, um seinen Flüchtlings zu erhaschen, faßte aber statt seiner einen Hammer und fing endlich auch den Vogel.

Mit doppelter Beute beladen kehrte er freudig in die väterliche Wohnung zurück. Er erzählte seinen Eltern, auf welche Art er wieder zu dem Besitze seines Finken gekommen sei, und zeigte ihnen zugleich den gefundenen Hammer.

Der Vater besah ihn genauer, erkannte ihn für einen, dessen sich die Maurer bei ihrer Arbeit zu bedienen pflegen, und entdeckte daran Spuren von Blut.

Dies machte ihn stutzig. Durch eine plötzliche, ihm selbst nicht erklärbare Ideenverbindung erinnerte er sich an das ermordete Mädchen, und daß sie durch ein stumpfes Werkzeug getödtet worden sei. Darüber noch grübelnd, trat ein Soldat des dort sein Etandquartier habenden Dragonerregiments in den Laden, um sich eine Semmel zu kaufen. Der Bäcker zeigte ihm den Hammer mit den Worten: den hat so eben mein Gottlieb gefunden.

Der Soldat betrachtete ihn genauer und sagte dann: Der gehört ja meinem Kameraden, dem Dragoner S..., der die Maurerprofession erlernt hat. So! sagte der Bäcker, der sich mit vieler Geistesgegenwart zu fassen wußte, das ist mir lieb. Ich werde ihn wieder an ihn zurückgeben.

Der Soldat, nichts Arges argwöhnend, entfernte sich, und der Bäcker hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Hammer mit der Anzeige, wie er dazu gekommen, und was er über dessen Eigenthümer erfahren, seiner obrigkeitlichen Behörde zu übergeben. Diese übersandte ihr unverzüglich mit der Anzeige des Bäckers und den verhandelten Untersuchungsakten über den Mord der Anna Maria B—n an die Regimentsgerichte.

Der angebliche Eigenthümer des Hammers wurde verhaftet, und in dem ersten

Verhöre befragte man ihn, ob er diesen Hammer für den seinigen erkenne?

Kaum wurde er solchen, noch mit Blut besetzt, gewahrt, so ergriff ihn ein Zittern, als durchschaure alle seine Glieder der heftigste Fieberfrost.

Ja, er gehört mir, stammelte er, und setzte dann im Tone der Verweisung hinzu: Ich will Alles gedeihen! Er bekannte sich nun zu der schenckliche Mordthat. Lange hatte er sich um die Gunst des Mädchens beworben, sie hatte ihn aber immer ernst und kalt behandelt und ihm gedroht, wenn er sie noch ferner verfolge, sich deshalb bei dem Regimentskommandeur zu beschweren. Gleich darauf bekam er auf dessen Befehl wegen eines Dienstvergehens eine strenge Züchtigung; er bildete sich fälschlich ein, daß sie zu hart gewesen, und dies deshalb geschehen wäre, weil das Mädchen ihre Drohung wahr gemacht hätte. Seine rohe Liebe verwandelte sich nun in Rache; hiezu kam noch Eifersucht, und er beging die blutige That.

Er küßte sie nach dem Ausspruch des höchsten Orts bestätigten Kriegsgerichts auf dem Hochgerichte mit dem Leben.

Weiblicher Heroismus, oder: edelmüthige Rettung.

Nach der Schlacht bei Fleurus, als die französischen Truppen wieder in Belien waren, floh ein junger Mann durch Brüssel, der die Waffen gegen sein Vaterland getragen hatte. Ein junges Mädchen, welches vor einer Thüre saß, rief, einzig von Mitleid getrieben: „Wohin? Sie sind verloren, wenn sie weiter gehen.“ — „Ich bin auch verloren,“ erwiderte er, „wenn ich umkehre.“ — „Wohin, so kommen sie hier herein.“ — Er folgte der Einladung. Sie sagte ihm, daß sie die Nichte eines Geistlichen sei, der ihr nicht erlauben werde, einen Flüchtling in sein Haus aufzunehmen; sie führte ihn daher in eine Scheune.

Kaum war es dunkel geworden, als einige Soldaten hereinkamen, um da zu schlafen. Das Mädchen folgte ihnen unermert,

und sobald sie eingeschlafen waren, zog sie den Fremdling nach sich, um ihn an einen sicherern Ort zu führen. Indem sie eben an den Schlummernden vorbeischlüpfen wollten, erwacht einer derselben und ergreift den Liebenden bei der Hand. Sogleich wirft das Mädchen sich zwischen beide und ruft: „Laßt mich doch los, ich bin es ja!“ Durch die Weiberstimme getäuscht, läßt der Soldat sie los; sie führt den zagenden Flüchtling in ihre Kammer, ergreift dort einen Sund Schlüssel und eine Lampe, und öffnet ihm die alte dunkle Kirche. In einer wüsten Kapelle, die im Krieg war geplündert worden, hebt sie hinter dem Altar eine Fallthüre auf: „In diesem Gewölbe,“ spricht sie, „liegen die Ueberreste einer alten adelichen Familie; hier wird man sie nicht finden. Fassen Sie Muth, und harren sie hier eines günstigen Augenblicks.“ Der junge Mann steigt ohne Bedenken hinab. Welch ein Zufall! Das Erste, was ihm bei dem trüben Schimmer der Lampe in die Augen fällt, ist sein Familienwappen; er erkennt die Gräber seiner Voretern. Das Mädchen überläßt ihn diesen schauerlichen Eindrücken. Die Hoffnung, mit seiner geliebten Gattin wieder vereint zu werden, hilft ihm die grauenvolle Wobnung eine Zeitlang ertragen; aber zwei ewig lange Tage schleichen vorüber, und seine Bekreiterin lebet noch nicht zurück. Hat sie ihn vielleicht vergessen, oder ist sie gar selbst das Opfer ihrer Menschlichkeit geworden? Zu diesem marternden Gedanken gesellt sich der Hunger; seine Kräfte sind erschöpft, er sinkt bald ohnmächtig auf den Sarg eines seiner Voretern. Ein Geräusch läßt sich vernemen; es ist die sanfte Stimme des Mädchens. Sie ruft; Freude und Ohnmacht lähmet seine Zunge, er kann nicht antworten; sie glaubt, er sei todt, und läßt seufzend die Fallthür wieder sinken. Entsetzen ergreift ihn; die Angst preßt ihm einen Schrei aus. Sie hört es und eilt herzu. Während sie ihm Speise reicht, erklärte sie ihr unverschuldetes Ausbleiben und die Maßregeln, die sie eingetroffen, um ihn solcher Angst nicht wieder auszusetzen. Kaum ist sie fort, als Waffengeröse an sein Ohr schlägt; das Mädchen steigt hastig wieder herab in das Gewölbe, und winkt dem Verborgenen; sch

gen Verlangen, die Ursache dieser ungewöhnlichen Zuneigung einer weißen Person gegen eine schwarze zu erfahren, einige Umhergehende um die Auflösung dieses Räthsels bat. Wenige Worte benachrichtigten ihn, das weiße Frauenzimmer sey die Tochter des verstorbenen Gutsbesizers, dessen Verlassenschaft hier versteigert wurde, und die Sclavin, über welche sie so bitterlich weinte, sey ihre Milchschwester. Von Kindesbeinen an waren sie miteinander aufgewachsen, und der Unterschied der Farbe, den Manche so hoch anschlagen, wurde von ihnen gar nicht beachtet. Als die Tochter des Gutsberrn heirathete, mußten sie sich trennen, und ihr beiderseitiger Schmerz beim Abschied war so lebhaft, als ob sie leibliche Schwestern gewesen wären. Sie hatte mit ihrem Garten in eine entfernte Gegend der Colonie ziehen müssen, und dort erhielt sie die traurige Nachricht von ihres Vaters Tod, und von der öffentlichen Versteigerung seines Nachlasses; und sie konnte gewiß seyn, daß auch die geliebte Sclavin in diesen Verkauf eingeschlossen sey, da ihr Vater große Schulden hinterlassen hatte. Mit einer Zärtlichkeit, welche der großen Entfernung, Anstrengung und Gefahr nicht achrete, machte sie die weite Reise von anderthalbhundert Stunden, in der süßen Hoffnung, ihre geliebte schwarze Freundin loskaufen zu können.

Diese liebliche Täuschung aber, welche sie auf ihrer mühsamen Reise gestärkt und ermutigt hatte, verschwand, als sie den Ort der Versteigerung erreichte, wo ihre geliebte Milchschwester bereits zum Verkauf ausgestellt war. Hier empfing sie die niederschlagende Kunde, daß mehrere Menschenhändler von Profession anwesend seyen, welche weit mehr für die Sclavin zahlen könnten und wollten, als sie aufzubringen im Stande war. Unter ihnen war einer aus der benachbarten Stadt, der den Werth dieser Sclavin genau kannte, und seinen Entschluß erklärt hatte, sie zu kaufen, wenn sie auch doppelt so viel als ein gewöhnlicher Sclave kosten würde.

Die Stimme des weiblichen Schmerzes hat eine mächtige Beredsamkeit, und ist immer im Stande, die Herzen mit Mitleiden und Erbarmen zu erfüllen, ausge-

nommen die Herzen der Schurken und Bösewichte. Herzmann empfand sie tief; aber die gefühllosen Banden, von denen er umringt war, fühlten nichts davon; keine Muskel in den harten Kains-Gesichtern der Sclavenhändler bewegte sich; unzählige ähnliche Ausrufte hatten jede Spur von Menschlichkeit in ihnen zertreten, und nichts als ihren schmutzigen Handelsgeiz übrig gelassen.

Während Herzmann seine Erkundigungen einzog, und die traurigen Umstände überlegte, war die Versteigerung angegangen; mehrere Artikel waren schon verkauft, und gerade brachte man eine Sclavin hervor. Das Raubgesindel drängte sich um sie her, und mit einer Fühllosigkeit und Unzartheit wie man sie nur bei Thiermenschen finden kann, wurde die arme Person untersucht, und jeder Knochen und Muskel visitirt, als ob sie ein Lastthier gewesen wäre, und war doch ein Wesen, welches das Bild seines großen Schöpfers trägt. Bald war sie verkauft, und nun wurde die oben erwähnte Sclavin hervorgeholt, und, nachdem auch sie dieselbe Untersuchung hatte durchmachen müssen, zum Verkaufe gebracht.

Ich will nicht versuchen, die jungfräuliche Schaam und Entrüstung zu beschreiben, welche bei dieser Behandlung auf ihrem offenen feingebildeten Angesichte und in ihrem großen scharfen Blick zu lesen war, auch nicht den erschütternden Kampf ihrer Seele, wenn sie, halb wahninnig vor Schmerz, auf ihre Milchschwester blickte; nein! ein sühlendes Herz kann das besser nachempfinden, als es die beredteste und geschickteste Feder beschreiben kann.

Die Versteigerung hatte einen ungewöhnlich eifriaen Fortgang, bis die Summe von 2000 Reichthalern erreicht war. Es war offenbar ein bestiger Wettkampf unter den Händlern um die Sclavin, für welche sie ihre Anbote machten. Als jedoch der Preis bis auf die genannte Summe gestiegen war, so strichen sie nach und nach die Segel; Einer um den Andern hörte auf, weiter zu bieten, und endlich behaupteten nur noch zwei den Platz. Einer davon war der Bevollmächtigte der Frau eines Geistlichen, bei welcher, wie man wußte, die Sclavin eine gute Behandlung gefunden hätte, und

Verböde befragte man ihn, ob er diesen Hammer für den seinigen erkenne?

Kaum wurde er solchen, noch mit Blut besetzt, gewahrt, so ergriff ihn ein Zittern, als durchschaure alle seine Glieder der heftigste Fieberfrost.

Ja, er gehört mir, stammelte er, und setzte dann im Tone der Verweisung hinzu: Ich will Alles gedeihen! Er bekannte sich nun zu der schenksliche Mordthat. Lange hatte er sich um die Gunst des Mädchens beworben, sie hatte ihn aber immer ernst und kalt behandelt und ihm gedroht, wenn er sie noch ferner verfolge, sich deshalb bei dem Regimentskommandeur zu beschweren. Gleich darauf bekam er auf dessen Befehl wegen eines Dienstvergehens eine strenge Züchtigung; er bildete sich fälschlich ein, daß sie zu hart gewesen, und dies deshalb geschehen wäre, weil das Mädchen ihre Drohung wahr gemacht hätte. Seine rohe Liebe verwandelte sich nun in Rache; hiezu kam noch Eifersucht, und er beging die blutige That.

Er büßte sie nach dem Ausspruch des höchsten Orts bestätigten Kriegsgerichts auf dem Hochgerichte mit dem Leben.

Weiblicher Heroismus, oder: edelmüthige Rettung.

Nach der Schlacht bei Fleurus, als die französischen Truppen wieder in Belien waren, floh ein junger Mann durch Brüssel, der die Waffen gegen sein Vaterland getragen hatte. Ein junges Mädchen, welches vor einer Thüre saß, rief, einzig von Mitleid getrieben: „Wohin? Sie sind verloren, wenn sie weiter gehen.“ — „Ich bin auch verloren,“ erwiderte er, „wenn ich umkehre.“ — „Wohin, so kommen sie hier herein.“ — Er folgte der Einladung. Sie sagte ihm, daß sie die Nichte eines Geistlichen sei, der ihr nicht erlauben werde, einen Flüchtling in sein Haus aufzunehmen; sie führte ihn daher in eine Scheune.

Kaum war es dunkel geworden, als einige Soldaten hereinkamen, um da zu schlafen. Das Mädchen folgte ihnen unermert,

und sobald sie eingeschlafen waren, zog sie den Fremdling nach sich, um ihn an einen sicherern Ort zu führen. Indem sie eben an den Schlummernden vorbeischlüpfen wollten, erwacht einer derselben und ergreift den Liebenden bei der Hand. Sogleich wirft das Mädchen sich zwischen beide und ruft: „Laßt mich doch los, ich bin es ja!“ Durch die Weiberstimme getäuscht, läßt der Soldat sie los; sie führt den zagenden Flüchtling in ihre Kammer, ergreift dort einen Sund Schlüssel und eine Lampe, und öffnet ihm die alte dunkle Kirche. In einer wüsten Kapelle, die im Krieg war geplündert worden, hebt sie hinter dem Altar eine Fallthüre auf: „In diesem Gewölbe,“ spricht sie, „liegen die Ueberreste einer alten adelichen Familie; hier wird man sie nicht finden. Fassen Sie Muth, und harren sie hier eines günstigen Augenblicks.“ Der junge Mann steigt ohne Bedenken hinab. Welch ein Zufall! Das Erste, was ihm bei dem trüben Schimmer der Lampe in die Augen fällt, ist sein Familienwappen; er erkennt die Gräber seiner Voretern. Das Mädchen überläßt ihm diesen schauerlichen Eindrücke. Die Hoffnung, mit seiner geliebten Gattin wieder vereint zu werden, hilft ihm die grauenvolle Wobnung eine Zeitlang ertragen; aber zwei ewig lange Tage schleichen vorüber, und seine Bekreiterin lebet noch nicht zurück. Hat sie ihn vielleicht vergessen, oder ist sie gar selbst das Opfer ihrer Menschlichkeit geworden? Zu diesem marternden Gedanken gesellt sich der Hunger; seine Kräfte sind erschöpft, er sinkt bald ohnmächtig auf den Sarg eines seiner Voretern. Ein Geräusch läßt sich vernemen; es ist die sanfte Stimme des Mädchens. Sie ruft; Freude und Ohnmacht lähmet seine Zunge, er kann nicht antworten; sie glaubt, er sei todt, und läßt seufzend die Fallthür wieder sinken. Entsetzen ergreift ihn; die Angst preßt ihm einen Schrei aus. Sie hört es und eilt herzu. Während sie ihm Speise reicht, erklärte sie ihr unverschuldetes Ausbleiben und die Maßregeln, die sie eingetroffen, um ihn solcher Angst nicht wieder auszusetzen. Kaum ist sie fort, als Waffengeröse an sein Ohr schlägt; das Mädchen steigt hastig wieder herab in das Gewölbe, und winkt dem Verborgenen; sch

will zu halten. Es waren wirklich Soldaten, die der Geistliche selbst herumführte, weil man ihn beschuldigt hatte, Ausgewanderte in der Kirche versteckt zu haben, und weil er von seiner Nicht-uvorsichtigem Wagsücht nichts wußte. Sie durchkrochen jeden Winkel, gingen auch sogar über die Fallthür — weich ein Augenblick für die beiden Eingeschlossenen! — Jeder Fußtritt schlug an ihr Herz und schien das Signal zum Tode. Endlich entfernte sich das Geräusch nach und nach — es verschwindet. — Das Mädchen schlüpfte hervor, schleicht in der Kirche umher, findet sie still und öde, beruhigt den jungen Mann und eilt davon.

Noch lange schützte und nährte ihre Menschenliebe den Fremdling in seinen Gräbern, bis endlich die Gefahr verschwand, er die düstere Wohnung seiner Voreltern verließ, dem guten Mädchen ein dankbares Lebewohl sagte, und mit Allem, was dasselbe hatte aufbringen können, für die Reise versehen, in die Arme seiner ängstlich harrenden Gattin zurückkehrte.

Mitleid aus reiner warmer Menschenliebe war hier die Triebfeder dieser hochherzigen That. Wahrlich! ein glänzender Beweis von hohen Gesinnungen und Seelenadel des weiblichen Geschlechts.

Einige Züge aus dem Leben Kaiser Joseph II.

Als einst zu Wien eine Feuersbrunst ausbrach, eilte der Kaiser Joseph II. auch herbei und stellte sich ganz nahe an ein brennendes Haus. Ein Handwerksmann bemerkte die Gefahr des Kaisers und bat ihn, sich von dem gefährlichen Orte zu entfernen. Wie er aber noch lang zauderte, so ergriff ihn der Handwerksmann, hob ihn in die Höhe und trug ihn an einen sichern Ort.

Kaum war dies geschehen, so stürzte das brennende Haus ein, und die feurigen Balten fielen gerade auf den Platz, wo der Kaiser zuvor gestanden hatte.

Der Monarch reichte seinem Erretter zur Belohnung seinen Beutel voll Gold dar, aber der brave Handwerksmann nahm ihn nicht an, sondern sagte:

„Was ich gethan habe, that ich aus Liebe, die kann nicht bezahlt werden! Soll ich aber um eine Gnade bitten, so sei es für meinen Nachbar, welcher ein ehrlicher, fleißiger Mann, aber so arm ist, daß er nicht Meister werden und sich das nöthige Handwerkszeug anschaffen kann.“

Der Kaiser erfüllte seine Bitte und beschenkte den armen Nachbar reichlich; aber sein: m Ketter zu Ehren ließ er eine goldene Schaumünze prägen.

„Unser Kaiser meint es gut mit uns; er ist ein rechtschaffener, braver Mann. Allen kann er nicht recht thun, das ist nicht möglich!“ So pflegt jeder Dientlicher von seinem Kaiser zu sagen, und das ist gerecht.

Josephs Klugheit und Gerechtigkeit

erkennt man unter andern aus folgender Thatfache:

Ein Juwelier zu Wien hatte einem Edelmann seine Juwelen feil geboten. Dieser bat den Juwelier, daß er ihm die Juwelen einen Tag lassen möchte, um sich diejenigen auszusuchen zu können, die ihm am besten gefallen würden. Der Juwelier, welcher kein Mißtrauen in den Edelmann setzte, erfüllte seine Bitte und ließ ihm ein ganzes Kistchen mit Juwelen zurück. Als er den andern Tag wieder kam und seine Juwelen zurückverlangte, stellte sich der Edelmann ganz fremd und unwissend, und leugnere geradezu, daß er jemals Juwelen von ihm empfangen.

Da nun der Juwelier seinen Beweis in den Händen hatte, so wußte er keinen andern Rath, als daß er zu dem Kaiser Joseph II. ging, dem er mit thranenden Augen seine Noth klagte.

Der Kaiser, welcher über die Niederträchtigkeit des Edelmanns höchst aufgebracht war, ließ denselben zu sich rufen und befragte ihn wegen der Juwelen. Der Edelmann aber leugnete hartnäckig, behauptete, daß er den Juwelier nie gesehen habe, und nannte ihn einen Wadnsinnigen, einen Betrüger und Ehrensünder, weil er ihm etwas abforderte, das er ihm doch nie gegeben.

Der gerechte Monarch hatte unterdessen ein Mittel ausgedacht, wodurch er die Wahrheit

an das Licht bringen wollte. Er befohl nämlich dem Edelmann, sich niederzusehen und folgenden Brief an seine Frau zu schreiben:

„Liebste Frau!

Wenn Du Deinen Mann in Freiheit und bei Leben erhalten willst, so gib sogleich dem Ueberbringer dieses das Juwelenkistchen, welches der bekannte Juwelier mir gestern zurückgelassen hat.“

Der Kaiser schickte diesen Brief sogleich an des Edelmanns Frau, und der Edelmann mußte indessen in dem kaiserlichen Zimmer bleiben.

Die Frau erkannte ihres Mannes Handschrift und gab dem Ueberbringer des Briefes das Kistchen mit den Juwelen; dieser aber brachte es dem Kaiser, welcher es sogleich dem Eigenthümer, der sich frohlockend zu den Füßen des gerechten Monarchen niederwarf, zurückgab. Der Edelmann aber empfing seine wohlverdiente Strafe.

Dieser gerechte Monarch befolgte in seiner Regierung stets die Vermahnung Sirachs: „Errette den, dem Gewalt geschieht, von dem, der ihm Unrecht thut, und sei unerschrocken, wenn du urtheilen sollst.“ Sir. 4, 9.

Josepfs Herzensgüte und Billigkeit
beweist unter andern Folgendes:

Ein armer Bauer im Oestreichischen befand sich in großer Noth. Er sollte dem Amtmann 20 Thaler entrichten, oder den andern Tag Haus und Hof räumen, und doch wußte er nicht, woher er dieses Geld nehmen sollte.

Er hatte zwei Söhne. Der älteste, welcher Soldat war, ging zum Amtmann und bat ihn demüthig und mit Thränen, daß er mit seinem Vater noch Geduld haben möchte. Aber umsonst! Der Amtmann wollte nicht.

Da dachte der betrübte Sohn hin und her, wie er seinem Vater helfen könnte. Endlich kam er auf folgenden sonderbaren Einfall, der nun aber freilich gerade nicht zu loben war. Er wußte, daß der Kaiser die Verordnung gemacht hatte: ein Jeder, der einen Deserteur zurückbrächte, sollte 24 Gulden zur Belohnung bekommen. Nun dachte er, er wolle zum Schein desertiren,

und sein Bruder sollte ihn fangen und wieder zurückbringen. Dieser würde dann die bestimmte Belohnung von 24 Gulden bekommen, und davon könnten sie ihres Vaters Schuld bezahlen. Die Strafe wollte er dann gern ausstehen, nämlich Spießruthen laufen.

Gedacht, gethan. Er stellt es seinem Bruder vor, und darauf desertirt er. Sein Bruder bringt ihn zurück und empfängt das Geld.

Der Deserteur kommt indessen in Arrest. Er hatte sich immer gut aufgeführt, die Offiziere hielten viel auf ihn, und deshalb konnte Niemand begreifen, wie er jetzt auf einmal auf den Gedanken gekommen, zu desertiren. Selbst die Eltern, welche von diesem Geheimnisse nicht das mindeste wußten, machten ihm deshalb Vorwürfe.

Nachdem er einige Zeit im Kerker gesessen hatte, mußte er Spießruthen laufen, welche Strafe er ganz geduldig ertrug, und wie sie vorüber war, so seufzte er für sich: „Gott sei Dank! nun ist's vorüber, und mein Vater ist frei!“

Diese Worte hörte ein Anderer und sagte sie dem Hauptmann, welcher nun der Sache weiter nachfragte und endlich das ganze Geheimniß an den Tag brachte.

Als der Kaiser Joseph diese Geschichte erfuhr, so wurde er dadurch so gerührt, daß er dem Deserteur nicht nur seinen Fehler vergab, sondern ihm auch noch ein großes Geschenk zu Theil werden ließ.

Ein armer kaiserlicher Offizier hatte eine Familie von 10 Kindern, und ob es ihm gleich schwer wurde, dieselben zu ernähren, so bewies er doch noch an einem fremden Kinde seine Wohlthätigkeit. Denn es wurde ein neugeborenes Kind vor seiner Wohnung auf der Straße gefunden; dieses nahm er in sein Haus auf und ließ es eben den Unterhalt genießen, wie seine eigenen Kinder.

Gott segnete auch diese Familie; denn es mußte sich fügen, daß der menschenfreundliche Kaiser Joseph II. die schöne That des wohlthätigen Offiziers erfuhr. Er kam selbst in dessen Haus, erkundigte sich nach seiner kranken Familie und besprach ihn auch wegen des fremden Kindes. Der Offizier antwortete:

„Als es vor meiner Thüre lag, konnte ich mich nicht entschließen, dies unschuldige Kind hüßlos zu lassen; ich dachte, es würde sich wohl auch mit meinen andern Kindern satt essen. Meine selige Frau nahm es selbst auf und sagte, dieses Eine würde unsere Last eben nicht sehr vermehren.“

Der edel denkende Kaiser belohnte den Pfleger für seine edle Gesinnung und That, indem er ihm für jedes von seinen Kindern, und auch für dies fremde Kind, einen jährlichen Gnadengehalt zu Theil werden ließ.

Sonderbare Heilung.

Anatole Bregaud, Landmann und Familienvater in der Gemeinde Liesle, hatte in Folge einer Krankheit, die ihm zuerst den rechten Schenkel und den rechten Fuß gelähmt, die Sprache völlig verloren. Er war seit zwei Jahren stumm, und hatte sich bereits an den Gedanken gewöhnt, es lebenslanglich zu sein, als er plötzlich durch ein sonderbares Mittel die Stimme wieder erhielt. Da er gehört hatte, Stumme wären geheilt worden, wenn sie alte Schuhe ins Feuer geworfen und den sinkenden Rauch, der sich beim Brennen aus ihnen entwickelt, einathmet hätten, so zögerte er nicht, von diesem seltsamen Mittel ebenfalls Gebrauch zu machen. Er steht eines Morgens früh um 4 Uhr auf, trägt alle alten Schuhe im Hause, nebst Huträndern, alten Strumpfocken u. s. w., zusammen, und legt es, nebst etwas kleinem Holze, in den Ofen. Dann verstopft er das Ofenrohr, schließt Thüren und Fenster der Stube, um nichts von dem Wohlgeruche zu verlieren, und hält nun den Mund an das Ofenloch. Seine Frau, die in der Nebenkammer schläft (der er, als er aufstand, zu verstehen gab, sie solle das Bett nicht verlassen), riecht bald Rauch und erstickenden Gestank, die sich im Hause verbreiten, eilt in die Stube, wo ihr Mann die seltsame Arznei braucht, und findet ihn umgefallen. Als er sie sah, rief er, der so lange nicht gesprochen hatte: „Ich bin verstorben! Ich bin verloren!“ Die zu Hülfe gekommenen Nachbarn tragen ihn fast erstickt aus der stinkenden Luft. Man gibt sich alle Mühe mit ihm, und nach einem lang-

dauernden, heftigen Husten kommt er zu sich und spricht zum großen Ersauern aller Anwesenden, die kaum ihren Ohren zu trauen wagen. Bald springt er ganz erheitert auf, und eilt zu seinen Eltern und Freunden, um ihnen sein Glück zu erzählen. Die Sache wird durch ein Protokoll des Maire von Liesle bestätigt.

Anekdoten.

Zwei Mannspersonen standen bei einander, als ein junges Frauenzimmer vor ihnen vorüberging. Der Eine sagte: „Da geht das schönste Frauenzimmer, das ich je gesehen habe.“ Sie kehrte sich um, und da er häßlich ausah, verletzete sie: „Ich wollte, mein Herr, daß ich von ihnen das auch sagen könnte!“ — „Das können sie leicht thun,“ antwortete dieser, „und so lügen wie ich.“

Man erzählt folgende Anekdote von einem Wirth zu Altona, für deren Wahrhaftigkeit gebürgt wird.

Herr Mar, Wirth zum König von Hannover, sitzt eines Abends halb schlafend vor der Thüre, da tritt ein ziemlich wohlgekleideter junger Mann heran und begehrt mit ihm zu sprechen.

M. Was steht zu Ihrem Befehl, mein Wertheber?

N. (der Fremde). Ich habe Ihnen etwas zu eröffnen, was — man kann nicht wissen, Herr M. — was Ihnen dereinst von großem Nutzen sein könnte.

M. Et, so lassen Sie hören, mein Bester.

N. Allerdings, lieber Freund, ich komme ja deshalb zu Ihnen; aber eine Bedingung: Sie geben mir vorher ein anständiges Abendessen und eine Flasche Wein.

M. Mein Wertheber, der Handel ist ungleich; da wissen Sie, was Sie bekommen, ich aber nicht.

N. Ich muß dennoch aus guten Gründen auf dieser Bedingung beharren, und wollen sie mir nicht trauen, so sehe ich mich genöthigt, mein Geheimniß für mich zu behalten. Aber besinnen Sie sich; wie gesagt, man kann nicht wissen, welche Entdeckung

könnte Ihnen einst gar sehr zu statten kommen, und —

M. Nun, so mag's drum sein, und wär's auch nur, weil Sie mich neugierig gemacht haben. Johann! — Es kommt mir auch eben auf eine Flasche Wein nicht an; — nehmen Sie Maß. — Johann, den Speisetisch! — Hier, mein Herr, wählen Sie. — Eine Flasche Margaux, Johann!

M. Sie haben die Bedingung erfüllt; jetzt bitte ich, mich ruhig essen zu lassen, dann werde auch ich mein Wort lösen.

Der Fremde läßt sich trefflich schmecken, der Wirth aber macht sich scheinbar dies und das zu thun und behält den Gast im Auge, während, er werde ihm heimlich zu entwichen suchen. Herr Mar irrete sich. Nach reichlich genossenem Mahle erhebt sich der Fremde, lobt die Speisen und den Wein und bittet Herrn Mar, mit ihm in eine abgelegene Fensterstube zu treten, wo er ihn mit folgender Erklärung überrascht:

„Ich muß Ihnen zuerst die Ursache meiner Bedingung mittheilen. Sie ist nämlich ganz einfach die, daß ich so eben — und wie Sie begreifen werden, sehr hungrig und durstig — von der Treitmühle komme; und meine Entdeckung ist folgende: Sollten Sie — wie gesagt, man kann nicht wissen — vielleicht auch einmal die persönliche Bekanntschaft dieses nützlichen Instituts machen, so rathe ich Ihnen, gehen Sie auf die linke Seite, da tritt sich weit leichter und bequemer, als auf der rechten. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Mar.“

Ein Dorfkantor wollte das Kirchweibfest einmal mit einer solennen Kirchenmusik feiern, und hat den bekannten Telemann, ihm zu dieser Festlichkeit eine Cantate zu komponiren, indem er ihm sagte, alle Schullehrer und Kantoren aus der Nachbarschaft würden durch ihren Gesang und ihre Kunst auf Instrumenten zur Verherrlichung derselben beitragen. Auf vielfältiges, zudringliches Bitten des angeblasenen Kantors versprach der Hofmusikdirektor Telemann in Gotha endlich, seinem Wunsche zu willfahren, indem er aber die Bedingung machte, irgend einen Text aus der Schrift sich selbst zu seiner Arbeit wählen zu dürfen. Die

Cantate wurde zur bestimmten Zeit fertig, und man veranstaltete die nöthige Probe. Telemann hatte zum Text den biblischen Spruch gewählt: „Wir können nichts wider den Herrn reden,“ und ihn als Fuge behandelt. Die Fuge begann, und aus allen Keylen erscholl ein die Weite des Kammergeschrei: „Wir — wir — wir können nichts, nichts — wir können nichts — nichts können wir.“ — Nachdem eine geraume Zeit die ganze Confraternität, ohne etwas Schlimmes zu ahnen, so fortgeschrien hatte, brach endlich Telemann mit musikalischen Freunden, die er mitgebracht hatte, in ein lang gehaltenes Gelächter aus, worüber die ganze Gesellschaft, wie vom Donner gerührt, sich anblickte. Zum Trost für den armen, ganz zerknirschten Dorfkantor und seine schwachen Kollegen zog Telemann ein anderes, ganz leichtes Musikstück hervor, welches ziemlich gut ging und seinen Endzweck erreichte. —

Ein Mann, der Abends spät durch eine Strafe von Paris ging, begegnete einem Keri, der einen Dolch im Mondschein blitzen ließ und ihm mit rauber Stimme zurief: „Die Hölle!“ Ganz ruhig erwiderte unser Mann: „Das ist jenes große Gebäude, welches ihr dort unten seht.“ Der Räuber stand ganz verblüfft, und der Andere lief so schnell wie möglich davon.

In einem der bedeutendern Gasthöfe einer leuchtenden Residenzstadt Thüringens kam ein Landmann, welcher Holz bereingefahren hatte, mit seinen beiden Ochsen, um sie in den Stall des Hauses zu bringen. Der Gastwirth hand zufällig vor der Thüre. Der Bauer trug ihm sein Anliegen vor, erhielt jedoch die spöttische Antwort: „In meinem Gasthofe werden keine Ochsen aufgenommen, es sind deren schon genug darin!“ — Mit der größten Ruhe drehte sich der Bauer mit seinem Gespann herum und erwiderte, den Gastwirth pfeifig anblickend, ganz trocken: „Das sech ich“

In einer Familie, die viele Kinder hatte, theilte der Großvater Apfelsuchen an die Kleinen aus. Ein fremder Knabe von sechs Jahren, welcher bei den Kindern des Hauses

war, wurde zufällig vergessen. Er harrete eine Weile, darauf rechnend, daß das Versprechen gut gemacht würde. Als das nicht geschah, trat er an den Alten heran und sagte: „Du kannst doch nicht Apfelsuchen buchstabiren!?“ Erst jetzt bemerkte der Greis das Versprechen und gab lachend dem kleinen naiv-beschriebenen Forderer sein Stück Apfelsuchen! —

Wenn die Noth am größten, ist
uns Gott am nächsten.

Das Handelshaus Grut van Steen war im Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts eines der angesehensten, reichsten und festbegründetsten in Hamburg. Ober des Hauses war damals Herrmann Grut, der nach dem Tode des ehrwürdigen Vaters mit der Handlung und dem Hause auch den alten Fansen als Erbsäck mit überkommen hatte, einen godtreuen Diener des Hauses, mit Leib und Seele, wie sonst dem alten, nun dem jungen Herrn zugethan, welchen er schon als Kind auf den Knien geschaukelt hatte. Wenige verstanden das Handelswesen damals so von Grund aus, wie der alte Fansen, daher galt auch sein Wort in der Schreibstube, wie das des Herrn selbst.

Der 30jährige Krieg verbeerte schon seit 20 Jahren unser armes Vaterland durch Raub, Mord und Brand von einem äußersten Ende zum andern; Städte und Dörfer waren zu Hunderten verheert und verlassen von den Bewohnern, die mit dem Vieh in die Wälder geflohen waren, um sich vor den räuberisch, blutigen Händen der gottlosen Kanzenknechte zu retten. Bei diesem allen und der Unsicherheit der Straßen in allen Landen war es kein Wunder, daß der Handel stockte, und vorzüglich der Vertrieb ins Innere von Deutschland gelähmt war. Das fühlte man auch im Comptoir des Herrn Herrmann Grut, da schon seit längerer Zeit viel seltener und weniger bewacht die Saumrosse und Frachtwagen vor dem Hause hielten, und drinnen wars oft Wochen lang so still, wie in einer Kirche,

während es sonst manchen Tag in und vor dem Hause fast so lebhaft berging, als auf dem großen Markte.

Da geschah es eines Morgens, daß, nachdem Herr Fansen im Comptoir lange den Kopf geschüttelt, und dann noch länger gedankenvoll von seinen Britzen weg hinauf an die braun gefäselte Zimmerdecke so starr geschaut hatte, als wolle er die Fliegen oben zählen, er sechsmal nach einander mit seinem Schwanzstiel in das große silberne Tintensaf dankte, die übervolle Feder gewaltig auf den Tisch stampfte, und dadurch den vor ihm liegenden angefangenen Brief, von oben bis unten mit Dintenflecken markirte, auf einmal fertig machte. Herr Herrmann, ihm gegenüber sitzend, fuhr fast erschrocken vom Sitze auf und sagte: „Ei, Fansen, haben wir denn heute St. Veitstag, oder seid ihr vielleicht zum erstenmal in euerem Leben so früh schon in den Ratbskeller gerathen und habt von einem spanischen Fäsklein gekostet?“ „Nein, Herr,“ antwortete Fansen mürrisch, „aber so gebts nimmer; bei uns in Deutschland isst aus mit dem Gewun auf gewöhnlichem Weg bei dem verwetterten Krieg. Rog Blitz und Gustav! was hilft uns unser großes Schiff, das immer an der Küste wie eine Schnecke sich binwendet, um uns die sündbeueren Waaren von den gezig'n Vnu Heern aus Holland beizuholen; wir müssen zwanzigsach bezahlen, was wir einfach aus der ersten Hand haben könnten von ihren Nachbarn den Engländern und in Amerika selbst. Gebt mir auf ein Jahr das Schiff und so viel Geld und Nürnberger Waaren als möglich, und laßt mich nach der neuen Welt fahren; ihr wißt, der alte Fansen war schon zweimal dort und verliert den Kram. Zwar der alte Herr war auch immer ängstlich und meinte, es lasse sich ja ohne große Wagnis schon bei uns was gewinnen; aber das ist nun anders geworden, drum muß mans anders treiben.“

Da standen die beiden Herren auf, gingen lange im Zimmer auf und ab und beratschlagten. Nachdem nun jedes Für und Wider hinreichend erwogen worden, wie es verständigen Männern ziemt, wurde beschlossen, daß Fansen reisen sollte.

Vier Wochen später schritt Herr van Steen in seinem Ratsberrngewande, mit Fansen neben und zwei schwer bepactete Diener hinter sich, dem Hafen zu. Die den ganzen Hafendamm bedeckende Menge Volks, die unter Musik und Fauchzen der Zurüstung und Abfahrt des großen Handelsschiffes harrte, machte, als Herr Grutt mit Fansen ankam, ehrerbietig Platz, denn der wackere Mann war geliebt und geachtet von Alt und Jung, Vornehm und Gering. Einige Ratsberrren, Freunde der Beiden, traten freundlich grüßend hinzu, und der Ältere, ein Mann mit greisem Haar und Bart, sprach: „Freund Herrmann, euer Schiff ist schier schwer bepact und geladen, ihr habt doch nicht zu viel gewagt? Denn weit ist der Weg und gefährlich die Fahrt, und unser Fansen ist eben auch keiner der Jüngsten mehr.“ Herr Herrmann zuckte die Achseln und sprach: „Der Fansen hats auf sich; ihm, seiner Treue, Kenntniß und Geschicklichkeit hab ich vertraut und Alles überlassen.“ Aber Fansen antwortete munter: „Laßt euch nicht ansprechen, ihr Herren, es ist das drittemal, daß ich die Fahrt mache, und alle gute Dinge sind ja drei, drum hoffe ich fest, wir seiden uns gesund und freudig wieder; wir haben ja das Sprichwort: „Gott verläßt keinen Deutschen,“ und den alten Fansen nun schon einmal gar nicht, drum lebt wohl!“ Da donnerte der erste Signalschuß zur Abfahrt, und das Boot, das ihn einnehmen sollte zur Ueberfahrt nach dem Schiff, hatte eben gelandet. Der ebrliche Fansen drückte seinem Herrn noch einmal kräftig beide Hände, ein paar Thränen träufelten jedoch dem alten Knaben in den grauen Bart, und er stieg ein. Die Musik ertönte lebhafter; leicht hintanzend über die spiegelglatte Fläche langte schnell das Boot am Schiffe an. Die Leiter ward herabgelassen, hinauf stieg Fansen, schnell ward die Leiter zurückgezogen, eben so schnell ward der große Anker aufgewunden und das Boot befestigt, und nun donnerte der letzte Kanonenschuß zur Abfahrt; alle Wimpel flaggten, und stolz zog das Schiff dahin, alle Segel gebläht vom günstigen Winde. Vom Verdecke winkte noch einmal Fansen mit dem Tuche das letzte Lebewohl, und bald war das Schiff dem Auge kaum

mehr sichtbar. Die Menge verließ sich, und die Herren schritten unter freundlichen Gesprächen ihren Wohnungen zu.

Drei Vierteljahre waren seitdem verfloßen, und kein Fansen kam zurück, noch irgend eine Nachricht von ihm; wohl aber hatten sich dunkle Gerüchte von deutschen Handelsschiffen, welche in der Gegend von Neu-Amsterdam gescheitert seien, verbreitet. Immer bedenklicher ward die Miene des Herrn Herrmann und immer sorgenvoller seine Stirne. Einen großen Verlust nach dem andern hatte er erlitten durch den Fall mehrerer Handelshäuser zu Braunschweig, Nürnberg, Augsburg und Ulm, und täglich noch trafen Unglücksbriefe ein. Herr Grutt war eben daran, die Bilanz zu ziehen, drum wars still, wie im Grab, im Comptoir; kaum hörte man athmen und das leise Schnarchen der Feder der emsig schreibenden Commis, die nur manchmal ängstlich die Augenlieder hoben, ohne ihre Körperstellung zu verändern, wenn ein schwerer Seufzer des Herrn Grutt wie ein klagender Geist durchs Zimmer drang, oder ein großer Schweifstropfen von der gefalteten Stirn aufs Papier niederfiel.

Endlich schlug der Herr die Augen auf, sah starr nach dem ihm gegenüber hängenden Bilde seines Vaters, und eine große, schwere Thräne rann ihm herab auf das Hauptbuch. Da erschrock er zusammen, fuhr mit der Hand über Stirne und Augen, wie aus schwerem Traum erwachend, legte langsam die Feder nieder, klappte leise das Buch zu und ging langsam hinauf in das Familienzimmer. Dort kleidete er sich in seine volle Amtstracht als Ratsberr, küßte seine Frau und seine drei muntern Kinder, und ging mit der Aeußerung, daß heute Sitzung sei, sie sollten mit dem Essen nicht warten, hinunter. Die grüne Gasse entlang schritt er dem Rathhause zu, ein Diener trug ihm das schwere Hauptbuch nach. Im Rathhause legte er vor den erstaunenden Collegen die Ehrenzeichen seiner Würde ab und gab sich als insolvent an. Die Herren erschrocken, sahen seine Bücher ein, erkannten seine Schuldlosigkeit, und beschloßen einstimmig, daß ihm noch eine halbjährige Frist gestattet sein solle, als die äußerste Zeit, in welcher man Fansen noch zurück

erwarten könne, wenn das Schiff nicht verunglückt sei.

Das halbe Jahr und zwei Monate darüber waren schon verstrichen, Fansen war noch nicht gekommen. Herrn Herrmanns Umstände hatten, statt sich zu heben, sich nur verschlimmert, da drangen die schon durch die Frikbequünstigung erbitterten Gläubiger so ungestüm auf den Verkauf der Habseligkeiten, daß der Magistrat notgedrungen dem Rechte in voller Ausdehnung seinen Gang lassen mußte. Es war versiegelt worden, und dem armen Gruit nebst Familie nur das kleine Stübchen, wo sonst der Hausknecht schlief, links am Haupteingang des Hauses, geblieben. Eben hatte die Versteigerung der fahrenden Habe im geräumigen Comptoir, jenem Stübchen gegenüber, begonnen. Gedrängt voll Menschen war das Zimmer, laut tönte die Stimme des Auktors. Schrecklich klang dieser Ruf Herrn Herrmann drüben im Stübchen, und mit jedem Niederfallen des Hammers fuhr es ihm wie ein Schwert durchs Herz; er faß, den Kopf in die Hand gestützt, tief-sinnig am Fenster, und starrte das Schild seines Nachbarn, des Wirts zum Westindienfabrer, an, als wolle er es mit den Augen festnageln. Die gute Frau Elisabeth aber saß am Ofen, die rothgeweinten Augen zur Erde gewendet, die Hände gefaltet und fest zusammengepreßt, während die beiden jungen Knaben, unbekümmert um Alles, mit der großen Angoralage spielten; Frik, der älteste, aber hielt den quer vor der Thüre liegenden zottigen Bock, den Hausbünd, bei beiden Ohren fest, als er auf ein Ausrufen an die Thüre knurrend aufspringen wollte, und sagte begütigend: „Sei nur still, Bock, ich leids nicht, daß sie dich verkaufen.“ Vorsichtig über den Hund wegschreitend trat Stephan, der Rathsbdiener, herein, ein gutmüthiger Alter, der früher oft mit freundlichem Bückling Herrn Herrmann in bessern Zeiten die Thüre des Rathsaals geöffnet hatte, und sagte mit vor Mitleid zitternder Stimme: „Herr Senator, den Lehnseffel soll ich holen.“ Da wandte Herr Herrmann den Blick und sprach seufzend: „Ach, das ist das Härteste, doch dein Wille, o Gott, geschehe.“ Es war der mit grünem Sammt beschlagene Lehnseffel des seligen alten Herrn,

worin er sanft verschieden war, nachdem er noch den väterlichen Segen erbeilt hatte, bis dahin als unberührbares Heiligthum im Hause gehalten. Hinans ward der Seffel getragen, und ihm folgte mechanisch die ganze Familie nach, als könne sie sich nicht davon trennen, Frik mit dem Bock voraus. Der Auktionator rief: „No. 120, ein noch wohlconditionirter Lehnseffel, mit Sammt beschlagen!“ und eine lange Pause folgte, da sich alle Blicke nach der jammernden Familie gewendet hatten. Endlich rief die schnarrende Stimme eines dicken Fleischers: „Vier Mark!“ „Also vier Mark zum ersten!“ rief der Auktionator misznüchig; — in diesem Augenblicke riß sich der schon seit einigen Minuten unrubig schnüffelnde Bock von Frik los und sprang wie besessen, freudig bellend, vors Haus, und zum offenen Fenster herein rief eine starke Bassstimme: „40 Mark zum ersten!“ Augenblicks darauf trat hastig ins Zimmer ein vor Eile glühender Mann mit sonneverbranntem Gesicht in Schiffertracht, begleitet vom wedelnden Bock, und wiederholte mit Donnerstimme: „400 Mark zum andern, zum dritten und letztmal!“ und schlug mit seinem spanischen Rohr dergestalt auf den Tisch, daß des Auktionators Papiere umherflogen, und dieser wie die ganze Menge zusammenschrad. „Herr Gott, unser Fansen,“ rief Herr Herrmann, und fiel ihm um den Hals; der aber fuhr fort: „Ja ich bins, und unser Schiff liegt voll Goldbarren und Waaren im Hafen; aus ist die Auction, nun fort ihr Alle,“ dabei schwenkte er das Rohr über den Köpfen hin; — „Morgen kommt aufs Rathshaus, da soll Alles sammt Interessen bezahlt werden; denn wissen sollt ihr: unser alter Herr Gott lebt noch, unser gutes Haus lebt noch, und die Firma: Herrmann Gruit van Green florirt noch, und nun seid erst freudig begrüßt in der Heimath, mein Herr Herrmann und Frau Elisabeth, von euerm alten Fansen.“

Die Erläuterung.

In einem gewissen Städtchen des Unterlandes erkundigte sich der erst kürzlich dafelbst angekommene Pfarrer bei einem Eblirgung aus dem Orte, wie es sich denn

eigentlich verhalte mit der Leichenschau, indem dieselbe unter zwei Chirurgen getheilt sei, und deshalb es manchmal Irrungen gebe; wo denn nun sein Distrikt anfangen? Der Chirurg erklärte es dem Herrn Pfarrer nun so, daß z. B. der Jud Maier sein gehöre. Was wird nun der geneigte Leser hierüber denken, wenn ihn vielleicht auch schon ein Leichenschauer für sich rechnet, da doch der Sensenmann den Leichenschauer noch vor diesem abholen kann. Fener Herr Pfarrer meinte das auch und lachte deshalb herzlich über eine solche Erklärung.

Sinnreicher Einfall eines Herrn Zunfmeisters.

In einer Gemeinde zwischen Freiburg und Offenburg wurde eines Jahres das Heu von den dortigen Gemeindefwiesen versteigert. Mehrere dasige Bürger, worunter auch unser Herr Zunfmeister war, ersteigerten nun eine ziemliche Strecke jenes Heuwachses, welcher sich aber meistens an dem Mühlbache her erstreckte. Die Lage an sich selbst schon und noch das lange, anhaltende Regenwetter machten es den Streigern fast unmöglich, ihr Futter trocken heimbringen zu können. Mein Herr Zunfmeister S. . . . n kam daher seinen Mitkonforten gleich mit gutem Rathe zu Hülfe, wie man es auch von einem Herrn Zunfmeister erwarten soll; er gab nämlich den weisen Rath, es solle jeder der Vertheiligten sich mit einer sogenannten Karrenbütte und gutem Gespann versehen, sich auf besagten Wiesen einfinden, damit man gemeinschaftlich das Wasser von diesen Wiesen hinwegführen könne. Allein hiezu wollte sich keiner verstehen, weil sie alle das Unsinnige eines solchen Unternehmens einfahen, sondern lachten herzlich über den geschickten Herrn Zunfmeister, bei dem es nun auch heißt nach jenem alten Sprichwort: „Je krümmere, je schlimmer.“

Merkwürdig-lächerliche Rettung dreier Mädchen durch ihre Tapferkeit.

In dem berühmten Fabrikstädtchen L...

in unserm Vaterlande trug sich vergangenes Spätjahr folgende interessante Geschichte zu:

Drei Mädchen, welche in einer Fabrik daselbst arbeiteten, kamen eines Tages in Geschäften auf die Bühne der Fabrik. Das eine von diesen Mädchen sah, nach der Neugierde, die dem weiblichen Geschlecht eigen ist, in eine leere Kiste, und siehe, was erblickte es darin — eine Maus in einer Ecke sitzen! — Vor Schrecken bleich und halb starr konnte es kaum den beiden andern Mädchen sagen, was es gesehen habe. Was war nun zu thun, um dem schrecklichen Ungeheuer mit gehörigen Vorsichtsmaßregeln zu begegnen?! — Zuerst schlichen die beiden andern Mädchen hin, um die Maus selbst auch zu sehen. Als sie sich nun von der Gefahr, in welcher sie schwebten, überzeugt hatten, so sagte eines von den beiden Mädchen: „Steht, wie sie lüftert und die Augen uffperret!“ — Es wurde also einmüthig beschlossen, um den Kampf desto sicherer beginnen und ruhmvoll enden zu können, noch einen Mann zu Hülfe zu rufen. — Da nun gerade Holzmacher vor dem Haus waren, so wurde eines der Mädchen mit dem Auftrage abgeschickt, „d'Sichel“ zu holen (einer der Holzmacher hatte diesen Uebernamen). In der Angst seines Herzens dachte das beauftragte Mädchen, als es sah, wie sich die beiden andern Mädchen mit einer Stange von 12 bis 15 Schuh lang bewaffneten, nicht mehr an diesen Uebernamen, sondern fragte hastig, wo denn eine Sichel sei; denn in seinem furchtbaren Schrecken dachte das Mädchen nur an Waffen zum gefährlichen Kampfe. Die beiden andern erklärten ihm nun, daß einer der Holzmacher damit gemeint sei. Dieser wurde nun eiligst herbeigeholt, welcher auch sogleich bereit war, den Mädchen zu Hülfe zu kommen, indem er in jede Hand einen Bengel nahm, und so gut bewaffnet dem Kampfplatz zueilte. Als er daselbst ankam, waren die Mädchen schon zum Kampf bereit, und man ging sofort auf das Ungeheuer los; die Mädchen mit der langen Stange hintendrin und der Holzmacher voraus, um die Maus zwischen seine beiden Bengel zu bringen und ihr so den Garau zu machen. Der Plan war gut ausgedacht, denn hätte es gesehlt, und die Maus wäre fortgesprungen,

so standen doch die Mädchen als Hinterhut
blintendran und hätten ihr den Gnickfang
gegeben, Joder — wären am Ende gar unter
fürchterlichem Geschrei davongelaufen. Al-
lein aus dieser Gefahr wurde ihnen gehol-
fen, denn der Holzmacher bekam die Maus
zwischen seine zwei Bengel, ohne daß sie
sich auch nur im mindesten bewegte oder ein
Lebenszeichen von sich gegeben hätte; und so
ergab es sich nun, daß diese Maus weder
lebend war, noch mit offenen Augen, wie
die Hasen, geschlafen, oder, wie sich eines
der Mädchen ausdrückte, „geluftert“ habe,
sondern schon einige Tage todt war.

Lehren fürs Haus.

Wer Menschen kennen lernen will, der
muß sie nach ihren Wünschen beurtheilen.
Der Wein ist die Waage des Menschen;
lege deinen Freund darauf und prüfe, wie
vielwüthig er ist.

Johannes Sief von Dattingen.

(Mit einer Abbildung.)

Im Jahr 1816 starb zu Dattingen Jo-
hannes Sief, gewesener Vogt und Schmidt-
Zunftmeister, in seinem 76. Jahre, allge-
mein geachtet wegen seines Verstandes und
seiner Rechtschaffenheit; auch jetzt noch, nach
Verfluß von 19 Jahren, steht er, nicht
bloß bei seinen Kindern und Enkeln, son-
dern auch bei Allen, die ihn kannten, noch
im besten und treuesten Andenken. Dieser
Mann hatte in seiner Jugend ein merkwür-
diges Schicksal, das ohne Zweifel auf sein
ganzes späteres Leben großen Einfluß äußerte.
Es war ehedem in vielen Ländern, auch
in Deutschland, der üble Gebrauch, daß
fremde Potentaten hie und da Werbepläze
batten, das heißt, daß sie die jungen Leute
zu ihrem Militärdienst bekommen konnten.
Es ging aber meistens dabei auf eine schänd-
liche Art zu, so daß die Werboffiziere durch
List und Ränke, ja oft auch durch Gewalt
junge Leute in ihre Falle zu locken suchten,
wo diese denn, wie Schlachtopfer wegge-

schleudert, in fremden Landen Soldaten wer-
den mußten. Auch von unsern badischen
Landsleuten wurden auf diese Art manche
auf ihren Reisen oder Wanderschaften ihrem
Vaterlande, ihrer Gemeinde und ihren El-
tern auf viele Jahre, ja oft auf immer
entrißen. Dieses unglückliche Schicksal hatte
auch unser Sief. Als blühender, wohlge-
wachsender Jüngling von 16 Jahren verließ
er als Schmidknecht sein väterliches Haus
zu Brisingen und wanderte in die Schweiz,
wo er sich ein halbes Jahr aufhielt; er zog
dann weiter das Elsas herab, schlug sich
wieder auf die rechte Seite des Rheins und
näberte sich der Stadt Frankfurt. Hier be-
gegnete ihm ein Herr zu Pferd, in einen
Mantel eingehüllt, der sich mit ihm in ein
Gespräch einließ. Als er von dem jungen
Menschen hörte, daß er als Schmidknecht
Arbeit suche, so sagte er ihm, er habe in
dieser Stadt auch einen Bruder, der Schmidt
sei, er werde wohl bei ihm unterkommen
können, da erst kürzlich zwei Knechte von
ihm ausgetreten seien.

Unterdessen kamen sie mit einander an et-
nem Wirthshaus vor der Stadt an, das
den Schild zum Rehböck führte, den unser
Sief sein ganzes Leben nicht vergaß, weil
ihm hier sein Unglück bereitet wurde. Der
Herr stieg da ab und ließ ihn hineingehen
und eine Flasche Wein auf seine Rechnung
trinken; da dachte er: Das ist ein guter
Herr! Als er nun den Wein getrunken hat-
te, da fragte er den Wirth, wo dieser Herr
wäre, er wolle sich bei ihm noch über etwas
erkundigen und für den Wein danken. Der
Wirth führte ihn in den obern Stock, öff-
nete eine Thüre und schloß sie hinter ihm
zu. Da sah er denselben Herrn in einer
schönen glänzenden, roten Uniform vor ihm
stehen, welcher dem Erstaunten erklärte, er
sei ein königlich dänischer Werboffizier, er
solle sich bei ihm anwerben lassen; er könne
dann auch bei der Armee sein Schmidhän-
dwerk treiben, und setzte hinzu, es sei ihm
nicht ernst gewesen, da er ihm sagte, er
habe einen Bruder dabier, der Schmidmei-
ster sei; er gab dabei dem Sief gute Worte,
nannte ihn seinen Sohn, klopfte ihm auf
die Achsel. Dieser gab aber entschlossen zur
Antwort, sein Vater habe ihn nicht deshalb
auf die Wanderschaft geschickt, und auch er

selbst habe gar keine Lust zum Soldatendienste. Wie nun der Werber sah, daß er mit solchen Worten nichts anrichtete, so sprach er aus einem andern Ton: „Du hast nun A gesagt, daß du mit mir in das Wirthshaus gehst und den Wein von mir annimmst, ich will dich nun B lehren sagen; ich frage dich nun zum letztenmal, willst du gutwillig oder nicht?“ Nein, antwortete er nochmals mit aller Kraft. „Du wirst nun gleich ja sagen,“ sagte er lachend, und klopfte an einer dünnen Bretterwand; so gleich kamen zwei Unteroffiziere, die auf den Brust des Werbers den armen Sack in die Mitte nahmen und mit Säcken auf seinen Rücken schlugen. Eine gute Bethe hielt er es aus, ohne ein Wort zu sagen; aber zuletzt, von Schmerz überwältigt, und da ihm nun die Augen aufgingen, in welchen Händen und in welchem Haus er war, sagte er ja. Da lachte der boshafte Werber: „sagte ich nicht, du werdest ja sagen?“ Er versprach nun nochmals dem Sack, daß er nur als Schmied bei der Armee dienen solle. Er wurde darauf in ein Zimmer geführt, wo er auch Viele antraf, welche das nämliche Loos hierher geführt hatte. Sie riefen ihm entgegen: „Hast du dich auch fangen lassen?“ Am meisten verdros ihm das Betragen des falschen Wirths, daß er ihn gar nichts merken ließ, als er allein bei ihm in der Wirthshube war.

Er wurde nun bald darauf mit seinen Unglücksgefährten auf einem Wagen unter Begleitung von Soldaten weit weg gegen das Holfsteinische geführt. Sack erhielt noch auf seine wiederholte Bitte vom Werber einen schriftlichen Schein, daß er bei der Armee nur als Schmied arbeiten solle. Damit beruhigte er sich, und als nahe an der Grenze viele seiner Kameraden in einem Wald davontreten, so that er es nicht, im festen Vertrauen, daß er hier auch sein Handwerk fortsetzen könne, und ergab sich beruhigt in sein Schicksal.

Als er nun mit den noch übriggebliebenen Kameraden am Ort seiner neuen Bestimmung ankam, so mußten sie den Soldateneid schwören. Er weigerte sich dessen und zeigte dem Offiziere den Schein von dem Werber; der lachte, zerriß ihn und warf ihn

dem Sack unter die Füße. Er mußte auch schwören, 8 Jahre dem König von Dänemark als Soldat zu dienen.

Nun gieng ans Exerziren, welches er sehr leicht begriff. Er erwarb sich bald durch seinen Gehorsam, durch sein rechtschaffenes Betragen und seine Pünktlichkeit die Achtung und Liebe seiner Offiziere; man wollte ihn mehreremal zum Unteroffizier machen, er nahm es aber nicht an.

Es war gerade damals der siebenjährige Krieg. Die dänischen Truppen, worunter Sack auch war, zogen vor Hamburg, wo sie täglich einen bösen Guden Löhnung erhielten; das Desertiren nahm aber dennoch hier sehr überhand. An einem Tage entflohen etwmal 40; indem sie über den Lagerwall herabsprangen, brachen zwei davon ihre Füße; die Schildwachen tödteten sie. Die Hecker mußten diese zwei an einen Karren an den Füßen anbinden und ihre blutigen Köpfe auf dem Pflaster nachschleifen; zum abschreckenden Beispiel geschah dies im Lager vor der Fronte, wobei der General, Namens Saint Charmé, eine scharfe, ernstliche Rede an die Soldaten hielt und einen jeden, der von jetzt an desertiren wolle, mit der Todesstrafe bedrohte; aber Sack hatte schon mit acht Kameraden heimlich den Entschluß gefaßt, in derselben Nacht zu entfliehen. Er hatte noch drei Jahre zu dienen, und ob er gleich sich über die Behandlung gar nicht zu beklagen hatte, so lag ihm doch sein Handwerk sehr an; zugleich befürchtete er, man möchte nach Ablauf seiner Kapitulationszeit ihn doch nicht entlassen. Sie führten selbst in dieser Nacht ihre Flucht glücklich aus, hatten ziemlich Geld bei sich und waren mit Feldflaschen und Kommissbrod versehen. Sie kamen sogleich in den großen Wald und liefen bis zur Morgendämmerung und glaubten am Ende des Waldes zu sein, als sie zu ihrem großen Schrecken gewahr wurden, daß sie durch einen Irrweg wieder so nahe am Lager waren, daß die Wache schon „wer da!“ nach ihnen rief. Sie krochen auf allen Vieren zurück und verbargen sich im Gebüsch. Sack bestieg einen hohen Baum, auf dem er den Tag zubrachte; er sah mit Angst ins Lager und hörte die Paukenmusik.

...ste auf
...en D...
...es er ihr
...id nach
...sch...
...die Ab...
...tar w...
...mach...
...en...
...w...
...arg, w...
...G...
...ber den...
...em Tag...
...über den...
...zwei de...
...st...
...an einer...
...und ihr...
...sch...
...g...
...w...
...me, ein...
...Soldat...
...t an le...
...bed...
...Kamer...
...in de...
...are not...
...leich...
...bek...
...wert...
...chte...
...in die...
...mit...
...en. Ein...
...Bald...
...und...
...e, als...
...e so...
...B...
...in...
...in...
...e...



Hier that er unter Gebet das Gelübde, daß wenn Gott ihn errette und glücklich wieder ins Vaterland führe, er jedes Jahr an diesem Tage fasten wolle, bis die Sonne untergegangen.

Abends fanden sich seine Kameraden wieder beim Baum ein, die er schon für verloren glaubte. Jetzt machten sie sich wieder mit neuem Mut auf den Weg und waren diesmal so glücklich, am entgegengesetzten Ende aus dem Walde herauszukommen; sie hatten aber tiefe Sümpfe zu durchwaten. Sie trafen auf dem Felde einen Schäferkarren an, worinnen ein Schäfer schlief; sie weckten ihn auf, bedrohten ihn, wenn er sie verriethe, und gaben ihm Geld, den rechten Weg zu zeigen. Es wurde Tag, und er wies ihnen ein Gehüsch an, wo sie sich den Tag über verbargen; Nachts versprach er wieder zu kommen und sie weiter zu führen. Aus langer Weile beschäftigte sich Sief dabier mit einem Fgel, den er durch sein Kommissbrod zahn machte, und so sich die Zeit verkürzte. Abends kam der Schäfer nicht; sie machten sich allein auf den Weg und blickten sich immer von der Strafe etwas entfernt.

In der Folge sahen sie eines Morgens ein einsames Haus an der Landstraße mit offestehenden Fenstern. Sie fragten einen jungen Menschen, der ihnen begegnete, ob sie hier sicher wären, da sie dänische Deserteure seien? Zu ihrem neuen Schrecken vernahmen sie, daß in diesem Wirthehause auch noch dänische Offiziere und Soldaten seien, eben um Deserteure einzufangen; er zeigte ihnen einen Umweg durch die Fruchtfelder, und sie entkamen auch diesmal glücklich.

Endlich ließen sie sich über die Elbe setzen und gelangten in ein Frauenkloster auf dem preussischen Boden, unweit Magdeburg, Namens Admersleben, wo sie sich als Knechte verdingen wollten. Man nahm sie hier sehr willkommen auf, weil die sämmtlichen jungen Diensthöten zum preussischen Militär gezogen wurden; dieses Kloster hatte große Güter und große Zehnten und war reich. Hier arbeitete nun Sief wieder als Schmidt, und wenns nichts zu schmieden gab, so half er den Andern in den sonstigen Geschäften.

Man vertraute ihm auch die Pferde an, die er oft spazierenreiten mußte. Er rühmte es immer, wie gut er es bei diesen braven Leuten hatte.

Einmal im Winter ging er mit seinen Kameraden um Holz zu hauen, welches dort rar war. Bei ihrer Rückkehr erühdren sie, daß preussische Kriegskommissäre da gewesen seien und sie aufgesucht hätten, um sie als Soldaten wegzunehmen. Die Sache verhielt sich so: Im benachbarten Heimarleben sollte ein reicher Bürgersohn zum Militär gezogen werden, der sich dadurch frei machen wollte, daß er die im Kloster befindlichen fremden Deserteure angab und sie aufzufuchen versprach; im Fall man dieser habhaft werde, wolle man ihn verschonen. Zum Glück war also Sief mit seinen Kameraden diesen Tag nicht zu Hause. Man fand nun nach stiller Berathung fürs Beste, sie in der Drangerie hinter den Hümen zu verbergen. So entkamen sie auch dieser Gefahr; jener reiche Bürgersohn mußte sofort Soldat werden. Fünf Jahre lang war Sief bei diesen guten Leuten, wo es ihm recht wohl ging; er schrieb auch mehreremal von da nach Hause.

Sein Vater war indessen gestorben; sein Pfleger meldete ihm nun, er solle nach Haus kommen und sein ihm zugefallenes Vermögen antreten. Die Klosterleute baten ihn sehr, bei ihnen zu bleiben; er versprach, sie auch noch einmal zu besuchen, und wenn es ihm zu Hause nicht recht gefiele, wieder zu kommen, um bei ihnen zu bleiben. Man versicherte ihn, wenn sie auch nicht mehr lebten, so wollten sie es schriftlich hinterlassen, daß er auch bei ihren Nachfolgern, wie bei ihnen selbst, gehalten werden soll. Die Sehnsucht nach seinem Vaterland erleichterte ihm den schweren Abschied von diesen guten Leuten. Gegen Ende des Sommers 1767 gelangte er wieder in seiner Heimath an. Mit welchen Empfindungen mag er jetzt seinen heimatlichen Boden wieder betreten haben, den er vor 12 Jahren als unerfahrener junger Mensch verlassen hatte! Wie er den Fußpfad durch seinen väterlichen Grabgarten betrat, so kam es ihm vor, wie wenn er erst vor einigen Tagen hier gewesen wäre; die große, reichhaltige Zwischenzeit war jetzt in seiner Seele wie verschwunden. Mit

Ebräen be-rüfte er wieder seine G. Schwi-
 ser, die seit-her herangewachsen waren; auch
 er wurde nicht so-gleich erkannt. Schnell
 versammelten sich alle Bekannte und Ver-
 wandte; Jeder-mann wollte ihn sehen und hö-
 ren, wie-wohl man sein niederländisches
 Deutsch nicht recht verstand.

Wenn er nun gleich nicht mehr, wie er
 lange noch im Sinne hatte, seine Wohlthäter
 im Kloster Hadmersleben besuchen konnte, so
 dachte er doch oft an sie u. sprach gerne von ihnen.

Einige Jahre darauf ver-betraute er sich
 in Dattingen und lebte für seine Familie
 und seine Gem. inde. Oft erzählte er seinen
 Freunden und Kindern seine Jugend-geschichte.
 Er hielt auch, was er an jenem gefahr-vol-
 len Tage auf dem Baum unfern vom dän-
 schen Lager gelobt hatte; bis zum Untergang
 der Sonne fastete er streng jährlich an einem
 Tage und dankte Gott mit immer gleicher
 Nüdrung für seine Rettung. Alles, was
 ihm damals begegnet war, blieb treu in
 seinem Gedächtniß; so z. B. hatte er selbst
 eine Freude, so oft er eines Faels gewahr
 wurde; „ein solches Thierchen,“ pflegte er zu
 sagen, „hat mich einen ganzen langen Tag mein
 Elend, meine Gefahr und Noth vergessen lassen.“

Die Geschichte dieses Mannes ist sehr lehr-
 reich. Man lobt gewöhnlich nur die alte
 Zeit auf Kosten der jetzigen und sagt: „Vor
 Alt-em war es besser,“ und man weiß es
 nicht, weil man es nicht erlebt hat, daß
 ehedem auch manches sehr Ueble im Schwang
 war, worüber man jetzt laut schreien würde,
 und daß jetzt ganz verschwunden ist. So
 sieht und hört man jetzt nichts mehr in un-
 serm deutschen Vaterlande und in den be-
 nachbarten Ländern von den gefährlichen
 Verbepläsen; unsere Söhne können weit
 herumreisen, sie gerathen nicht mehr in die
 Hände treulos-er Werber, welche sie ihrem
 Vaterlande und ihren Familien rauben.

Da ferner unserm Sld vernünftigerweise
 nichts anderes übrig blieb, als sich in sein
 hartes, un-verdientes Schicksal zu ergeben,
 und als So: dat, ob man ihn gleich verrä-
 therischer und schändlicher-weise dazu zwang,
 sich dennoch rechtfchaffen in allen Stücken
 zu betragen; so hat er eben dadurch nicht
 bloß seine harte Lage er-trögtlicher gemacht,
 sondern auch der Grund zu seiner künftigen
 Achtung bei den Menschen und zu sei-
 ner Gemüthsruhe gelegt. Er lebte, zwar
 in der Schule der Leiden und mann-ichfaltiger
 Prü-ungen und Versuchungen, die er edel
 bestand, vielfältig in seiner Jugend schon
 geübt, mit vielerlei Kenntnissen und Erfab-
 rungen bereichert, in sein Vaterland zurück,
 und da es vorüber war, durfte es ihn nicht
 gereuen, das Alles erlebt zu haben. Er
 dachte und äußerte es auch oft: „Ich habe
 Vieles und Schweres erlebt, es gereicht mir
 aber auf keine Art zum Schaden; Gott hat
 mich zwar wunderbarlich, aber doch gut ge-
 führt.“

Verichtigung und Nachtrag

Der in dem Monatsverzeichnis aufgeföhrt-
 en, auf den richtigen Tag des Jahres 1835
 fallenden Märkte.

- Külsheim, Krämermärkte: d. 10. Merz, 12. Mai,
 9. Sept. und 13. Okt.
 Viehmärkte: d. 11. Merz, 8. April, 13. Mai,
 10. Juni, 10. Sept. und 14. Okt.
 Naßadt, Viehmärkte: d. 28. April, 1. Sept. u.
 25. Nov. (Die Krämermärkte sind richtig
 angegeben.)
 Seckingen: d. 19. Okt. (statt 20. Okt.) Die übr-
 igen Märkte sind richtig angegeben.
 Tegernau: d. 25. Merz u. 21. Okt. (statt 14. Okt.)
 Waldkirch, Krämerm.: d. 26. Febr. (statt 5. Merz),
 1. Mai, 30. Juli (statt 23. Juli) u. 26. Nov.
 Viehm.: d. 26. Febr., 30. Juli und 26. Nov.

Alphabetisches Verzeichniß der vorzüglichsten Messen und Jahrmärkte.

Sollten hier und da Verichtigungen erforderlich seyn, so wird der Verleger jede diesfällige Belehrung mit Dank benugen.

Nach, 1. Donnerstag vor Palm-
 sonntag, 2. Mont. nach Urbani,
 3. Donnerstag nach dem zweiten
 Sonntag im Juli, 4. Donnerstag
 nach Bartholomä, 5. Donnerstag
 nach Michaeli, 6. Mont. nach An-
 dreas, 7. am 22. Dez.; fällt die-
 ser auf einen Sonnt., so wird er
 Montag darauf gehalten, fällt

Hier that er unter Gebet das Gelübde, daß wenn Gott ihn errette und glücklich wieder ins Vaterland führe, er jedes Jahr an diesem Tage fasten wolle, bis die Sonne untergegangen.

Abends fanden sich seine Kameraden wieder beim Baum ein, die er schon für verloren glaubte. Jetzt machten sie sich wieder mit neuem Mut auf den Weg und waren diesmal so glücklich, am entgegengesetzten Ende aus dem Walde herauszukommen; sie hatten aber tiefe Sümpfe zu durchwaten. Sie trafen auf dem Felde einen Schäferkarren an, worinnen ein Schäfer schlief; sie weckten ihn auf, bedrohten ihn, wenn er sie verriethe, und gaben ihm Geld, den rechten Weg zu zeigen. Es wurde Tag, und er wies ihnen ein Gehüsch an, wo sie sich den Tag über verbargen; Nachts versprach er wieder zu kommen und sie weiter zu führen. Aus langer Weile beschäftigte sich Sief dabier mit einem Fgel, den er durch sein Kommissbrod zahn machte, und so sich die Zeit verkürzte. Abends kam der Schäfer nicht; sie machten sich allein auf den Weg und blieben sich immer von der Strafe etwas entfernt.

In der Folge sahen sie eines Morgens ein einsames Haus an der Landstraße mit offestehenden Fenstern. Sie fragten einen jungen Menschen, der ihnen begegnete, ob sie hier sicher wären, da sie dänische Deserteure seien? Zu ihrem neuen Schrecken vernahmen sie, daß in diesem Wirthehause auch noch dänische Offiziere und Soldaten seien, eben um Deserteure einzufangen; er zeigte ihnen einen Umweg durch die Fruchtfelder, und sie entkamen auch diesmal glücklich.

Endlich ließen sie sich über die Elbe setzen und gelangten in ein Frauenkloster auf dem preussischen Boden, unweit Magdeburg, Namens Admersleben, wo sie sich als Knechte verdingen wollten. Man nahm sie hier sehr willkommen auf, weil die sämmtlichen jungen Diensthöten zum preussischen Militär gezogen wurden; dieses Kloster hatte große Güter und große Zehnten und war reich. Hier arbeitete nun Sief wieder als Schmidt, und wenns nichts zu schmieden gab, so half er den Andern in den sonstigen Geschäften.

Man vertraute ihm auch die Pferde an, die er oft spazierenreiten mußte. Er rühmte es immer, wie gut er es bei diesen braven Leuten hatte.

Einmal im Winter ging er mit seinen Kameraden um Holz zu holen, welches dort rar war. Bei ihrer Rückkehr erübhren sie, daß preussische Kriegskommissäre da gewesen seien und sie aufgesucht hätten, um sie als Soldaten wegzunehmen. Die Sache verhielt sich so: Im benachbarten Heimarsleben sollte ein reicher Bürgersohn zum Militär gezogen werden, der sich dadurch frei machen wollte, daß er die im Kloster befindlichen fremden Deserteure angab und sie aufzusuchen versprach; im Fall man dieser habhaft werde, wolle man ihn verschonen. Zum Glück war also Sief mit seinen Kameraden diesen Tag nicht zu Hause. Man fand nun nach stiller Berathung fürs Beste, sie in der Drangerie hinter den Hümen zu verbergen. So entkamen sie auch dieser Gefahr; jener reiche Bürgersohn mußte sofort Soldat werden. Fünf Jahre lang war Sief bei diesen guten Leuten, wo es ihm recht wohl ging; er schrieb auch mehreremal von da nach Hause.

Sein Vater war indessen gestorben; sein Pfleger meldete ihm nun, er solle nach Haus kommen und sein ihm zugefallenes Vermögen antreten. Die Klosterleute baten ihn sehr, bei ihnen zu bleiben; er versprach, sie auch noch einmal zu besuchen, und wenn es ihm zu Hause nicht recht gefiele, wieder zu kommen, um bei ihnen zu bleiben. Man versicherte ihn, wenn sie auch nicht mehr lebten, so wollten sie es schriftlich hinterlassen, daß er auch bei ihren Nachfolgern, wie bei ihnen selbst, gehalten werden soll. Die Sehnsucht nach seinem Vaterland erleichterte ihm den schweren Abschied von diesen guten Leuten. Gegen Ende des Sommers 1767 gelangte er wieder in seiner Heimath an. Mit welchen Empfindungen mag er jetzt seinen heimatlichen Boden wieder betreten haben, den er vor 12 Jahren als unerfahrener junger Mensch verlassen hatte! Wie er den Fußpfad durch seinen väterlichen Grabgarten betrat, so kam es ihm vor, wie wenn er erst vor einigen Tagen hier gewesen wäre; die große, reichhaltige Zwischenzeit war jetzt in seiner Seele wie verschwunden. Mit

Ebräen be-rüfte er wieder seine G. Schwi-
 ser, die seit-her herangewachsen waren; auch
 er wurde nicht so-gleich erkannt. Schnell
 versammelten sich alle Bekannte und Ver-
 wandte; Jederman wollte ihn sehen und hö-
 ren, wie-wohl man sein niederländisches
 Deutsch nicht recht verstand.

Wenn er nun gleich nicht mehr, wie er
 lange noch im Sinne hatte, seine Wohlthäter
 im Kloster Hadmersleben besuchen konnte, so
 dachte er doch oft an sie u. sprach gerne von ihnen.

Einige Jahre darauf verbeirathete er sich
 in Dattingen und lebte für seine Familie
 und seine Gem. inde. Oft erzählte er seinen
 Freunden und Kindern seine Jugendgeschichte.
 Er hielt auch, was er an jenem gefahrvol-
 len Tage auf dem Baum unfern vom dän-
 schen Lager gelobt hatte; bis zum Untergang
 der Sonne fastete er streng jährlich an einem
 Tage und dankte Gott mit immer gleicher
 Nüchternheit für seine Rettung. Alles, was
 ihm damals begegnet war, blieb treu in
 seinem Gedächtniß; so z. B. hatte er selbst
 eine Freude, so oft er eines Faels gewahr
 wurde; „ein solches Thierchen,“ pflegte er zu
 sagen, „hat mich einen ganzen langen Tag mein
 Elend, meine Gefahr und Noth vergessen lassen.“

Die Geschichte dieses Mannes ist sehr lehr-
 reich. Man lobt gewöhnlich nur die alte
 Zeit auf Kosten der jetzigen und sagt: „Vor
 Alttem war es besser,“ und man weiß es
 nicht, weil man es nicht erlebt hat, daß
 ehedem auch manches sehr Ueble im Schwang
 war, worüber man jetzt laut schreien würde,
 und daß jetzt ganz verschwunden ist. So
 sieht und hört man jetzt nichts mehr in un-
 serm deutschen Vaterlande und in den be-
 nachbarten Ländern von den gefährlichen
 Verbepläßen; unsere Söhne können weit
 herumreisen, sie gerathen nicht mehr in die
 Hände treuloser Werber, welche sie ihrem
 Vaterlande und ihren Familien rauben.

Da ferner unserm Sld vernünftigerweise
 nichts anderes übrig blieb, als sich in sein
 hartes, unverdientes Schicksal zu ergeben,
 und als So: dat, ob man ihn gleich verrä-
 therischer und schändlicher Weise dazu zwang,
 sich dennoch rechtfertigen in allen Stücken
 zu betragen; so hat er eben dadurch nicht
 bloß seine harte Lage erträglicher gemacht,
 sondern auch der Grund zu seiner künftigen
 Achtung bei den Menschen und zu sei-
 ner Gemüthsruhe gelegt. Er lebte, zwar
 in der Schule der Leiden und mannichfaltiger
 Prüfungen und Versuchungen, die er edel
 bestand, vielfältig in seiner Jugend schon
 geübt, mit vielerlei Kenntnissen und Erfab-
 rungen bereichert, in sein Vaterland zurück,
 und da es vorüber war, durfte es ihn nicht
 gereuen, das Alles erlebt zu haben. Er
 dachte und äußerte es auch oft: „Ich habe
 Vieles und Schweres erlebt, es gereicht mir
 aber auf keine Art zum Schaden; Gott hat
 mich zwar wunderbarlich, aber doch gut ge-
 führt.“

Verichtigung und Nachtrag

Der in dem Monatsverzeichnis aufgeführten,
 auf den richtigen Tag des Jahres 1835
 fallenden Märkte.

- Külsheim, Krämermärkte: d. 10. März, 12. Mai,
 9. Sept. und 13. Okt.
- Viehmärkte: d. 11. März, 8. April, 13. Mai,
 10. Juni, 10. Sept. und 14. Okt.
- Rastadt, Viehmärkte: d. 28. April, 1. Sept. u.
 25. Nov. (Die Krämermärkte sind richtig
 angegeben.)
- Sekkingen: d. 19. Okt. (statt 20. Okt.) Die übrigen
 Märkte sind richtig angegeben.
- Tegernau: d. 25. März u. 21. Okt. (statt 14. Okt.)
- Waldkirch, Krämerm.: d. 26. Febr. (statt 5. März),
 1. Mai, 30. Juli (statt 23. Juli) u. 26. Nov.
 Viehm.: d. 26. Febr., 30. Juli und 26. Nov.

Alphabetisches Verzeichniß der vorzüglichsten Messen und Jahrmärkte.

Sollten hier und da Verichtigungen erforderlich seyn, so wird der Verleger jede diesfällige Belehrung mit Dank benugen.

Nach, 1. Donnerstag vor Palm-
 sonntag, 2. Mont. nach Urbani,
 3. Donnerstag nach dem zweiten
 Sonntag im Juli, 4. Donnerstag
 nach Bartholomä, 5. Donnerstag
 nach Michaeli, 6. Mont. nach An-
 dreas, 7. am 22. Dez.; fällt die-
 ser auf einen Sonnt., so wird er
 Montag darauf gehalten, fällt